g:633,1

30.2948
1

J. Gerstner sc.

De Silles edler Tod in Nancy.

Charakterzüge

und

interessante Szenen

aus dem Leben

denkwürdiger Personen

der

gegenwärtigen und verflossenen Zeiten.

Herausgegeben

von

Julius Gustav Meißner.

Erster Theil.

Wien, 1800.

Im Verlage bei Anton Doll.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Charakterzüge

und

interessante Szenen.

Von

J. G. Meißner.

Erster Theil.

Vorrede.

Gewiß ist für den Menschen nichts so interessant, nichts wird von ihm so allgemein dafür anerkannt, als der Mensch selbst. Was Wunder, wenn in unsern jetzigen Konversazions-Zirkeln, das Leben grosser, oder sonst merkwürdig gewordener Männer und Frauenzimmer, ein reichhaltiger Stoff der gesellschaftli-

chen Unterhaltung geworden ist. Und dieß war wohl auch eine der vorzüglichsten Ursachen, warum Schillers Gallerie interessanter Personen, und auch meine Lebensgemälde der denkwürdigsten Zeitgenossen einen so allgemeinen Beifall bei dem lesenden Publikum gefunden haben.

Ich glaube daher auch diesmal keine undankbare Arbeit zu übernehmen, und auf den Beifall meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich fortfahre, alle die merkwürdigen Menschen aufzustellen, oder wenigstens die interessantesten Szenen ihres Lebens zu schildern, welche unser an der Neige stehendes Jahrhundert hervorgebracht hat.

Viele Personen, welche ich in diese neue Gallerie aufgenommen ha-

he, hat freilich nur der Geist der Zeit interessant gemacht. Aber eben deßwegen sind sie auch der vorzüglichste Gegenstand unserer Neugierde; und wenn gleich ein grosser Unterschied in Absicht der Würdigung ihres moralischen Werthes Statt finden sollte, so verdienen sie doch immer gekannt zu seyn.

Bei den Personen aus den ältern Zeiten habe ich auf den mehr oder weniger ausgebreiteten Ruhm Rücksicht genommen, den sie in den Annalen der Welt- und Menschengeschichte behaupten; und dabei vorzüglich auf solche Charaktere, solche Verhältnisse und Schicksale mein Augenmerk gerichtet, welche durch die Begebenheiten unsers Zeitalters ein neues Interesse bekommen haben.

Vorrede.

Ich werde mich für reichlich belohnt halten, wenn ich durch diese historischen Schilderungen wieder etwas zur Steuerung des herrschenden Romanenunfugs beigetragen haben sollte.

J. G. Meißner.

Friedrich Wilhelm III.

jetziger König von Preussen.

Die ersten Regentenhandlungen dieses preußischen Königs, der am 16. November 1797. den Thron seiner Väter in einem Alter von 27 Jahren in Besitz nahm, bezeichnen den thätigen, arbeitsamen, Ordnung liebenden, sparsamen, aufgeklärten, festen, entschlossenen, und für das allgemeine Wohl innigst besorgten Mann. Folgende einzelne Züge und Anekdoten, die noch mit einer ganzen Reihe vermehrt werden könnten, mögen hier hinreichend seyn, um den Charakter eines Königs zu zeichnen, der zu großen Erwartungen berechtiget, und in der Ferne den Preussen ein glückliches Zeitalter verspricht.

Der König ist außerordentlich thätig; er erbricht und liest jedes Schreiben selbst, und hat befohlen, daß auch in Zukunft alle Briefe an ihn selbst abgegeben werden sollen. Zwei geheime Kabinetsräthe mit einigen expedirenden Sekretairen besorgen alle Ausfertigungen, zu welchen der König selbst die Materialien, oft sogar die beinahe völlig ausgearbeiteten Konzepte, hergiebt. Um die strengste Ordnung zu halten: 1) müssen alle an ihn auf der Post abgegebenen und mit derselben ankommenden Briefe numerirt, und nebst einer darüber ausgefertigten Liste an ihn übersendet werden. 2) Wenn es die Nothwendigkeit erfordert, daß aus den eingereichten Briefschaften, wegen der Weitläuftigkeit derselben, Auszüge gemacht werden müssen, muß die Schrift selbst beigelegt werden, damit der König dieselbe mit dem daraus gemachten Auszuge vergleichen kann, welches er auch öfters zu thun pflegt. 3) Auch bei den Ausfertigungen müssen die vom Könige entweder eigenhändig geschriebenen oder diktirten Dekrete beigelegt werden, und oft vergleicht er letztere mit ersteren, um zu sehen, ob der Expedient seine Willensmeinung auch verstanden habe.

Der König lebt mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, Luise, einer gebohrnen Prinzeßin von Mecklenburg-Strelitz, noch immer in dem Palais, welches er als Kronprinz bewohnte, und die Königinn wünscht dasselbe nie zu verlassen, weil sie, nach ihrem eigenen Ausdrucke, bis dahin so unaussprechlich glücklich in demselben gelebt hat. Er hat mit ihr nur Einen Hofstaat; sie essen zusammen an einer Tafel, und sind die ganze Zeit, welche er von Geschäften frei hat, bei einander. Sie geben hier das schönste Muster von gegenseitiger Liebe, ehelicher Treue und Reinheit der Sitten. So prunklos, so einfach, so wenig geräuschvoll war vielleicht noch nie ein Königshof. Nur im Schooße seiner Familie und im Umgange derer, die schon vorher sein Vertrauen verdienten, und dann vorzüglich in der Erfüllung seiner Pflichten, findet der König sein Glück.

Als seine Geschwister in den ersten Tagen Miene machten, ihn durch Euer Majestät anzureden, bat er es sich aus, daß sie ihn nach wie vor Bruder Fritz nennen sollten. Als die kleinen Kinder des verstorbenen Prinzen Ludwig ihn zum ersten

Mahle nach seiner Thronbesteigung sahen, liefen sie auf ihn zu, und fragten mit kindischer Naivetät: „Onkle Fritz! ist es denn wahr, daß du König geworden bist?“ — Er schloß die kleinen Unmündigen in seine Arme, und versprach ihnen, künftig ihr Vater zu seyn. — Als der Hofmeister seines jüngern Bruders, der sehr häufig bei ihm als Kronprinz mit den jungen Prinzen zur Tafel gewesen war, jetzt aus Bescheidenheit zu Hause blieb; ließ er ihn holen, und fragte ihn: „ob er zu stolz geworden sey, mit einem Könige zu essen? — Man möchte es wohl werden, Sire, versetzte der Hofmeister, seitdem man einen solchen König hat.“ — Er setzt sich über das Hofceremoniel weg, und läßt Lieutenants und Hauptleute mit an seiner Tafel essen. Der Generalmajor von Rüchel, den er von Stettin kommen ließ, mußte täglich bei seiner Tafel erscheinen, doch ließ er ihm eines Tages sagen: „Er wisse wohl, daß derselbe viele Bekannte in Berlin habe: er solle sich daher gar nicht geniren, und Er erwarte ihn nur bei sich, im Fall er sich nicht bei einem guten Freunde bereits versagt habe.“ — Als sein Koch einige Gerichte mehr als gewöhn=

lich auftragen ließ, fragte er ihn: „ob er denn glaube, daß sein Magen, seitdem er König sey, größer geworden sey," und verbot ihm, künftighin dergleichen Aenderungen zu machen. Eben so versicherte er einen Bedienten, der beide Flügelthüren öffnete, als er zum Zimmer hinaus wollte: „er sey um nichts dicker geworden, und er könne noch so gut wie vorher durch die eine Flügelthür hindurch gehen."

Zu den hervorstechendsten Zügen in dem Charakter des Königs gehört sein Bürgersinn. Er geht fast täglich, oft ganz allein, unter den Linden, oder im Thiergarten, zu Fuß spatzieren, redet Leute an, oder nimmt ihnen die Bittschriften, die sie ihm überreichen, ab, oder weißt sie damit nach seinem Hause. Vor einiger Zeit war er auf eben die Art auf einem der dortigen Holzmärkte, wo er die Grösse der Haufen ausmessen ließ, und streng befahl, darauf zu sehen, daß Nichts davon entwendet werde, und daß ein Jeder sein richtiges Maß bekomme. Während des Christmarktes besuchte er denselben mehrmals in Gesellschaft der Königin ohne alle Begleitung, und nahm bei einem Conditor,

mitten unter vielen Berlinern, einige Erfrischungen ein.

Einer von den Staatsministern gab an einem Abende ein grosses Soupee und Ball. Der König und die Königin hatten versprochen, dabei gegenwärtig zu seyn. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wägen vor der Thür, so daß der königliche Wagen nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen; allein der König verbat es, und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu der sie empfangenden Frau des Staatsministers: Nehmen Sie es nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch Geschäfte.

Der König selbst nimmt nur selten Cour an; aber versäumt niemals die, welche Sonntags Abends gewöhnlich bei der Königin Statt findet. Alle Etikette ist indessen aus diesen Versammlungen verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworne Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Schooße einer befreundeten Familie befinden, und so sehr sie auch sonst alle grossen Gesellschaften meiden, sich ent-

schlossen haben, diese nie zu versäumen. Der König und die Königin unterhalten sich, so weit dieß möglich ist, mit einem Jeden von den Anwesenden, und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich.

Als die von den Halloren (*) aus Halle nach Berlin abgeschickte Deputazion ihren Glückwunsch abstatten wollte, war der König nicht zugegen; die Königin aber ließ sie vor sich kommen, und sagte ihnen: Sie beklage es sehr, daß ihr Mann nicht gegen-

(*) Die Halloren sind Abkömmlinge der Wenden, die ehemals in jenen Gegenden wohnten. Sie haben noch ihre alte Kleidertracht, Sitten, eigenthümliche, vom gewöhnlichen Deutschen in vielen Stücken abweichende Sprache, besondere Rechte und Freiheiten. Sie bewohnen denjenigen Theil der Stadt Halle, welcher das Thal genannt wird, und in welchem sich die sogenannten Kothen oder Salzsiede-Häuser befinden, als welches ihre einzige Beschäftigung ist. Sie sind ein guter, biederer, treuherziger Schlag von Menschen. Zu ihren alten Gewohnheiten gehört auch, daß sie jährlich am Neujahrstage in Berlin dem König und der Königin ein gedrucktes Gedicht überreichen, wofür sie ein Geschenk an Geld erhalten.

wärtig seyn könne. Die Halloren äußerten, daß sie vor zwei Jahren das Glück gehabt hätten, den jungen Kronprinzen in der Wiege zu sehen. Die Königin erwiederte, sie erinnere sich dessen sehr wohl, und ließ den Prinzen sogleich holen. Als die Halloren um Neujahr wieder kamen, wurden sie zum König geführt, der ihnen selbst die Thür öffnete, und sich lange mit der größten Herablassung mit ihnen unterhielt, ihnen versprach, daß er sich bemühen wolle, solche Einrichtungen zu treffen, daß ihr in Verfall gerathenes Salzgewerbe wieder emporkomme, und sie aufforderte, diese alte brave deutsche Sitte nicht abkommen zu lassen, sondern ja jedes Jahr wieder zu kommen. Er ließ ihnen auch ein weit ansehnlicheres Geschenk reichen, als sie ehedem bekommen hatten, und entließ sie endlich mit so vieler Freundlichkeit, daß die treuherzigen Halloren gegen Jedermann behaupteten: „Das sey gar kein König; denn man könnte mit ihm wie mit andern gemeinen Menschen sprechen."

Als eine Deputation des Berliner Stadtmagistrats dem Könige und der Königin den Glückwunsch zur Thronbesteigung

abstatteten; forderte der König sie auf, gemeinschaftlich mit ihm zum Wohl des Ganzen mitzuwirken. Die Königin erinnerte sich mit vieler Rührung der vielen Beweise der Liebe der Berliner Bürgerschaft bei ihrer ersten Erscheinung in dieser Stadt, und versicherte sie, daß ihr stetes Bemühen seyn werde, sich diese Liebe zu erhalten; denn, setzte sie mit der liebenswürdigsten Naivetät hinzu: „die Liebe des Volks ist das sanfteste Kopfkissen für die Könige."

Auch Wohlthätigkeit und Dankbarkeit gehören zu den Hauptzügen im Charakter des Königs und seiner Gemahlin, wovon folgende Anekdoten den Beweis abgeben mögen.

Der König war einst als ein zehnjähriger Knabe mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revue in Berlin. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch das Lager vor dem hallischen Thore, in welchem um diese Zeit gewöhnlich einige Kavallerie-Regimenter zu kampiren pflegen. Er bemerkte hier einen schon ziemlich bejahrten Offizier, dessen Phisiognomie ihm gefiel. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm, daß derselbe seines Alters unge-

achtet doch erst Premier-Lieutenant sey. Auf seine darüber geäußerte Verwunderung erhielt der junge Prinz zur Antwort, daß der Offizier gleich zu Anfange des siebenjährigen Kriegs das Unglück gehabt habe, in österreichische Gefangenschaft zu gerathen, und daß er folglich die ganze Zeit über, wo dieser Krieg gedauert habe, von dem Statt gehabten Avancement ausgeschlossen geblieben sey. Auch nachher sey bei seinem Regimente theils kein Abgang vor ihm gewesen, theils habe einige Male ein Einschub Statt gehabt, und so sey er bis jetzt immer noch Lieutenant. Da dieser Mann dem jungen Prinzen sehr wohl gefiel: so ging er den folgenden Tag wieder ins Lager, und suchte sich den Offizier wieder auf. Er fieng von neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn unter andern, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattele, indem er sich schämen müsse, noch kein Pferd satteln zu können. Der Offizier ließ sogleich sein eigenes Pferd vorführen, und zeigte nun dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirres, sagte ihm von jedem den Namen und sattelte alsdann selbst sein Pferd. Dieß machte dem jungen Prinzen

außerordentlich viel Vergnügen, und er stattete dafür dem Offizier seinen Dank ab. Als der Offizier wieder in seinem Standquartier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeuge von einem Sattler verfertigen und schickte es dem Prinzen, damit er sich daran im Satteln üben könne. Der Prinz hatte darüber eine große Freude. Das Pferd ward nun sein Lieblings-Spielzeug, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sehr sichtbarem Ausdruck des Vergnügens, das er in seinen jüngern Jahren dabei empfunden hatte. Er hatte seit jener Zeit sich fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Stabs-Rittmeister geworden war, erkundigt, und immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen militärischen Kenntnissen erhalten. In den ersten Tagen, da er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich dieses Mannes. Er schrieb ihm hierauf sogleich: „Er freue sich, daß ihn die Vorsehung auf den Thron erhoben habe, vorzüglich deßwegen, daß er nun im Stande sey, gewisse Schulden abzutragen, die ihn schon lange drückten, und alte Verdienste zu be-

lohnen." Er überschickte ihm dabei das Patent als Major, und hundert Stück Friedrichsd'or zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte würdige Mann fand sich sogleich ein, meldete sich beim Könige und wurde gleich von ihm zur Tafel gezogen.

Ein alter Schreibmeister, welcher die Königin in Darmstadt, wo sie nebst ihrer Schwester bei einer Tante erzogen worden ist, im Schreiben unterrichtet hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerinnen vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt anmelden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich außerordentlich, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm über Darmstadt, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an diesem Gespräch. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen konnte, daß dieser Mann so ohne alles Interesse die weite Reise unternommen hätte. Allein er versicherte sie, daß er nichts brau-

che, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sey, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König sagte ihm hierauf, er solle nun fortgehen, und die Merkwürdigkeiten Berlins besehen; um 1 Uhr solle er sich aber wieder einfinden, und zu Mittage mit ihnen essen. Der alte Mann glaubte, daß man über ihn spotten wolle; allein der König wiederholte es ihm im vollen Ernste und sagte ihm noch, sie wären ganz allein; er solle nur kommen und ihnen noch mehr von Darmstadt erzählen. Er fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etuis, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, als ein Andenken; und der König sagte ihm, daß er dafür gesorgt habe, daß er, sobald es ihm beliebte, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

Zum Schluße dieser Anekdoten und Charakterzüge mögen hier noch folgende Kabinetsordren, welche zugleich die Denkungsart dieses Königs bezeichnen, einen Platz einnehmen.

1.

An den Staatsminister von Schrötter.

Mein lieber Staatsminister von Schrötter! Je näher die Zeit zur Annahme der Huldigung in Königsberg herannahet, desto mehr beunruhigt mich zuweilen der Gedanke, daß vielleicht schon jezt Manche darauf denken, wie sie bei derselben durch Pracht in Kleidung, Equipagen, und überhaupt durch großen Aufwand, ihre feierliche Theilnehmung an dieser Handlung, und gewissermassen ihre Liebe und Achtung für mich, auffallend bezeichnen wollen. Ich habe aber, ich gestehe es mit gerührtem Herzen, schon zu viel sprechende Beweise von den treuen Gesinnungen meiner guten preußischen Unterthanen erhalten, um jener Merkmale zu bedürfen, die im Grunde eben so gut dem Zwange des Herkommens, als der Stimme des Herzens, zugerechnet werden könnten; und so bleibt mir bloß die Besorgniß übrig, daß Mancher seinen Bequemlichkeiten, vielleicht seinen Bedürfnissen, die Summe entziehen möchte, die er zur Huldigungspracht

verwenden zu müssen glaubt. Ich wünschte daher, daß Ihr Gelegenheit fändet, die allgemeine Stimmung unter der Hand dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus bloß auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nähme, und mir dadurch die angenehme Ueberzeugung ließe, daß das Andenken der feierlichen Stunde, die mich so innig mit einem Volke verbindet, welches ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemanden das Mitgefühl irgend einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein königliches Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz, meinen guten Unterthanen entgegen bringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äussern wird. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr diese meine Meinung ohne Eklat verbreiten könnet, und ich verbleibe übrigens Euer ꝛc.

Berlin, den 28. Februar 1798.

Friedrich Wilhelm.

2.

In einer der kleinsten Provinzialstädte der preußischen Monarchie hatte sich die Bürgerschaft öftere Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit zu Schulden kommen lassen. Als der Bericht davon in Berlin einging, und der König gebeten ward, die militärische Assistenz zu bewilligen, erließ er an die irre geleitete Bürgerschaft gedachter Stadt nachstehendes Kabinetsschreiben, welches die wahrhaft landesväterlichen Gesinnungen und die Milde des Königs auf eine sehr rührende Art zu erkennen giebt. Hier ist es:

Bürger von — — —! Gern nennte ich euch meine lieben Bürger und Unterthanen; aber wie kann ich das, da ihr meine Gesetze verachtet, ungehorsam gegen eure Obrigkeit seyd, euch gegen sie zusammen rottirt, und sie durch Gewalt an der Ausübung ihrer Pflichten verhindert! — Also ihr Bürger von — —, ihr habt euch schwer vergangen, und harte Strafe verdient; und wenn ich euch bloß nach dem Gesetze behandeln wollte, so hättet ihr schon die militärische Hülfe in euren Mauern, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt mich, daß ihr

von allen meinen Unterthanen die ersten und einzigen seyn sollt, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß ihr auf diese Art der Schande und Verachtung des ganzen Landes bloßgestellet werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, Gottlob! unerhört sind. Ich will daher noch einmal die Güte an euch versuchen! — Geht in euch! folgt der Stimme und dem Rathe der guten Menschen, die unter euch sind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die euch zu verführen suchen. — Leistet den Bürgereid, den ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seyd. Gehorchet der Obrigkeit, und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmahl den verhaßten Ruf der Widerspenstigkeit von euch abzuwälzen, der schon seit so langen Jahren auf euch ruht, und euch unglücklich macht; ich bitte euch darum, als ein wohlmeinender Vater, und befehle es euch, als euer König. Ihr sollt mir alsdann, als treue und rechtschaffene Unterthanen, lieb und werth seyn, und ich werde euch in Allem, was recht ist, schützen. Kehret ihr aber nicht sogleich zu eurer Pflicht zurück, so wisset, daß ich ein strenges Exempel an euch

statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuern Unfug das Militär bei euch einrücken zu lassen, um euch zu harter Strafe abzuführen. — Richtet euch also hiernach, wenn ich euch das Vergangene vergeben und vergessen soll, und wenn euch eure eigene Wohlfahrt und die Liebe eures Königs etwas werth ist.

Berlin, am 7. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

3.

An die Freimaurerloge Royal York de l'amitié in Berlin.

Ich bin, wie bekannt, in den sogenannten Geheimnissen der Freimaurerei nicht eingeweiht; wenn ich daher der Loge Royal York de l'amitié das bei mir nachgesuchte Protektorium bewilligte, so würde ich einer Verbindung, deren Zweck und Mittel mir gleich

unbekannt sind, einen ausgezeichnetern und bestimmtern Schutz zusagen, als ich meinen treuen Unterthanen und allen unschuldigen Gesellschaften überhaupt schuldig bin, und gerne gewähre. Ich bin weit entfernt, irgend ein Mißtrauen in die Gesinnungen der Mitglieder der Loge zu setzen. Ich setze vielmehr voraus, daß der Zweck der Loge edel, und auf die Beförderung der Tugend gerichtet ist, daß ihre Mittel erlaubt sind, und daß aus ihrem Wirkungskreise jede politische Tendenz verbannt wird. Ist die Loge, wie ich keinesweges zweifle, in diesem Falle, sind alle Mitglieder derselben treue, mir, dem Staate, und seiner Verfassung ergebene Unterthanen, so werden sie, ich bin es überzeugt, sich dabei beruhigen, daß sie Theil nehmen an dem allgemeinen Wohlwollen, und der landesväterlichen Zuneigung und Liebe, mit welcher ich, eben so sehr nach dem Antriebe meines Herzens, als der mir theuren Regentenpflicht, jeden rechtschaffenen Staatsbürger in Schutz und Obhut nehme; und dann wird es mir zum Vergnügen gereichen, der Loge Royal York de l'amitié so gut als jeder andern unverdächtigen Loge in

meinen Staaten, diese Gesinnung bei jeder Gelegenheit zu bethätigen.

Berlin, den 29. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm.

Charakter des jetzigen Königs von Schweden Gustav Adolph.

Der König, der noch nicht volle 22 Jahre zählt, zeigte schon als Kronprinz, eine grosse Applikazion zu nützlichen Wissenschaften, und erwarb sich in vielen derselben gründliche Kenntnisse. Vorzüglich studirte er die Konstituzionen der verschiedenen Staaten, und die von Schweden insbesondere, und hiernächst die Taktik, wobei er alle Theile der Geschichte mit besonderm Fleisse durchging, vornämlich aber die Geographie und Statistik studirte, und Rußland, Dännemark und Preussen zuerst kennen lernte. Er hat selbst sehr wohl ausgearbeitete Aufsätze über die Regierungs-Verfassung, die Land- und Seemacht, die

Einkünfte, das Kommerz und die Oekonomie der an Schweden grenzenden Staaten abgefaßt. Er ist der gerechteste König, und leidet, da er die Gesetze selbst nicht verletzt, auch nicht die Uebertretung derselben durch irgend einen seiner Unterthanen. In allen seinen Handlungen ist er sehr vorsichtig, aber auch sehr fest und standhaft, welches er während dem Besuche gezeigt hat, den ihn sein Onkle und Vormund, der Herzog von Südermannland, im Jahre 1796, bei der Kaiserin Katharina zu Petersburg abstatten ließ. Er spricht sehr wenig, aber das, was er sagt, ist gut durchdacht, und man kann darauf bauen. Sein äusseres Ansehen ist sehr ernsthaft, aber alle diejenigen, die in dem Falle gewesen sind, ihm ihre Aufwartung zu macheu, oder ihm persönlich ihre Bittschriften zu überreichen, bezeugen, daß demungeachtet sein Charakter sehr gut und wohlthätig ist. In allem handelt er nach Grundsätzen, und hat er einmal einen Grundsatz gemacht und nützlich befunden, so wendet er ihn stets konsequent an, ohne sich jemals davon zu entfernen.

Für seine Person ist der König sehr ökonomisch, und er liebt nach Art eines

Privatmannes zu leben; kömmt es aber auf eine Repräsentazion auf seinem Throne und auf die Würde seiner Krone an, so spart er nichts. Er hat den Staat verschuldet gefunden, daher ökonomisirt er, indem er jede Ausgabe des blossen Luxus und jede Verwendung der öffentlichen Gelder, entweder für unnütze Gegenstände, oder für begünstigte Personen, vermeidet. Er hat einige nähere Freunde, aber keinen Günstling. Von einer andern Seite widmet er der Erhaltung und Vermehrung der Kriegsmacht des Königreichs eine ausgezeichnete Sorgfalt, vorzüglich der grossen Flotte zu Carlscrona, die nach dem Kriege eine schleunige Unterstützung von Seiten der Regierung erforderte.

Er ist von einem ziemlich grossen, und zugleich wohlproporzionirten Wuchse, sein Kopf ist sehr schön, seine Physiognomie edel und erhaben. Er ist von einer starken und dauerhaften körperlichen Konstituzion. Er scheut keine Beschwerlichkeit, und scheint die kriegerischen Uebungen zu lieben. Er wacht selbst für die Angelegenheiten des Staats, und vernachläßigt nie die für die verschiedenen Departements bestimmten Stunden.

Von seiner Jugend an hat er sein Herz der Religion geweiht, und sein Betragen ist wahrhaft moralisch, und exemplarisch für alle junge Prinzen unserer Zeit. Stets hat er geglaubt, daß das wahre Glück eines Königs, und jedes regierenden Fürsten in einem persönlich regelmäßigen Leben, in der Verbindung mit einer gleich tugendhaften Gattin besteht; er hat sie gesucht und nach seinen Wünschen gefunden.

Die junge Prinzeßin von Baaden, gegenwärtig Königin von Schweden, ist schön, sanft, tugendhaft, einzig und allein ihren Pflichten ergeben. Sie macht nicht allein das Glück des Königs aus, sondern sie dient auch dem ganzen Hofe zum Muster; und so hört die ganze Nazion nicht auf, diese beiden erhabenen Personen zu bewundern und zu segnen.

Dieß ganze Gemälde könnte das Werk der Einbildungskraft scheinen; aber es ist das Resultat der genauesten Wahrheit. Jeder Charakterzug des Königs kann durch Beispiele bewiesen und erläutert werden, die sich täglich bestätigen und vervielfältigen, und wenn Gott dem Norden und vorzüglich Schweden die Ruhe des Friedens erhält,

so wird Europa in der Person und Regierung Gustav Adolphs, ein Muster eines aufgeklärten, gerechten und klugen Königs, und in dem Schwedischen Volke eine der glücklichsten Nazionen sehen.

Pius VI.

Die Regierung des, nun nach so vielen und mancherlei überstandenen Leiden, verewigten Pabstes, so wie sein Privatleben, sind viel zu wichtige Gegenstände, als daß sie nicht jeden, dem die Sache der Menschheit und Religion am Herzen liegt, interessiren sollten; um so mehr, da Pius der Mann war, der sich sowohl als Oberhaupt der Kirche wie auch als Fürst und Mensch ein ewiges Denkmal in dem Herzen jedes Gutdenkenden errichtet hat, und das zwar in einem Zeitalter, in welchem unstreitig die größte Weisheit und die feinste Klugheit, mit Tugend vereint, dazu nöthig waren, um in einem solchen Lichte, wie dieser merkwürdige Pabst, aufzutreten.

Pius VI., vor seiner Erhöhung Johann Angelo Braschi genannt, stammt aus einem gräflichen Geschlechte der Braschi ab. Er ward 1717, am 27. des Christmonats zu Cesena, einem unbeträchtlichen Orte im Kirchenstaate, gebohren. Bis zu seinem 12. Jahre genoß er des häuslichen Unterrichts, und verrieth Fähigkeiten von nicht gemeiner Art, vorzüglich aber ein Herz voll Sanftheit und Güte. Nach zurückgelegtem 12. Jahre kultivirte er das Studium der Rechtsgelehrsamkeit, und ward in seinem 18. Jahre Doktor der Rechte. Seine eigenthümliche Bestimmung war der geistliche Stand, und Karl Bandi, sein Onkel, Advokat und Auditor des Kardinalbischofs Ruffo zu Ferrara, führte ihn dazu an.

Fünf volle Jahre lebte Braschi bei diesem Manne. Der einsichtsvolle Onkel unterließ nichts, was vermögend war, dem Feuer des Jünglings und seinem emporstrebenden Geiste die erforderliche Richtung zu geben. Man kann sagen, daß diese fünf Jahre eine Schule für Braschi waren, in der er fern vom Schlendrian, eben so zum Gelehrten, Theologen, als zum Staatsmanne gebildet wurde. Bandis Absicht ging

dahin, ihm die Gunst des Kardinals Ruffo zu gewinnen, und Bandi verfehlte diese Absicht nicht. Der Kardinal liebte Braschi; und wer hätte auch den jungen Mann nicht lieben sollen, der alle liebenswürdige Eigenschaften in sich vereinigte? Sein Aeußeres war einnehmend, sein Herz für die edelsten Empfindungen gestimmt, und sein Verstand reich an Kenntnissen mancherlei Art, ohne Pedantism und Arroganz.

Der im Jahre 1740 erfolgte Tod Pabsts Klemens XII. und der gleichzeitige Hintritt des Kardinals Ottoboni, der Dechant des Kollegiums der Kardinäle war, riefen Ruffo nach Rom, wo dieser die Würde des letztern erhielt. Dahin mußte nun auch Auditor Bandi, und bald folgte ihm Braschi nach, und widmete sich jetzt ganz dem Studium der Theologie. Vier Jahre brachte er noch in Bandis Hause zu. Die Zeit der Trennung war da. Bandi ward 1744 Bischof in Partibus, und das nächste Jahr darauf Suffragan von Vellete. Vor seiner Abreise empfahl er nochmals Braschi an Ruffo, und der Kardinal bewies bald, daß Bandis Empfehlung von Folgen war. Braschi ward Auditor der päbstlichen Kanzlei. In diesem

Posten erhielt er sich 8 Jahre und erwarb sich nicht allein den Beifall seiner Vorgesetzten, sondern auch einen großen Vorrath von praktischen Geschäftskenntnissen. Im Jahre 1752 bestieg Bandi den bischöflichen Stuhl von Immola, und sann darauf, seinen Liebling Braschi zu befördern, indem er abermals die Freundschaft Ruffo's zu dieser Absicht aufforderte. Ruffo empfahl den Auditor der päbstlichen Kanzlei an Benedikt den XIV. — Eine solche Empfehlung hatte Gewicht, und der Zeitpunkt war ihr günstig. Im Jahre 1753 starb Ruffo, und im nachfolgenden verlor der Pabst seinen Geheimschreiber. Benedikt erinnerte sich, daß Braschi ihm empfohlen worden war. Er hatte, als einer der gelehrtesten Päbste, der gewohnt war, nur geschickte Subjekte um sich zu haben, auch nur solche aufgesucht. Die schöne Gestalt Braschi's, seine Kenntnisse, und insbesondere die Handschrift, welche der Auditor schrieb, gaben der Empfehlung des verstorbenen Ruffo noch mehr Nachdruck; Braschi ward zum Geheimschreiber des Pabstes ernannt.

Dieses so schnelle Steigen blieb nicht, wie man leicht denken kann, ohne Neider.

Es standen Feinde gegen Braschi auf, die alles versuchten, ihn der Gunst des heiligen Vaters zu berauben. Aber Benedikt, ein Mann vom festen Charakter, ließ sich so leicht nicht bewegen, Leute, in die er einmal sein Vertrauen gesetzt hatte, zu entfernen. Er beschämte die Feinde seines Geheimschreibers, indem er diesen zum Kanonikus der Peterskirche machte.

Doch mit dem Tode Benedikts, der im Jahre 1758 sich ereignete, schien auch der Tod des zeitlichen Glücks für Braschi herbei gekommen zu seyn. Er hatte keine Freunde, die im Stande gewesen wären, für ihn bei Klemens XIII., Benedikts Nachfolger, zu wirken. Allein der Kanonikus von St. Peter verzagte nicht; er wußte sich die Gunst des Kardinalkämmerlings zu verschaffen, und ward bei diesem 1759 Auditor, und von eben demselben 1766 dem Pabste vorgestellt, der ihm die so eben ledig gewordene Stelle eines Generalschatzmeisters anvertraute.

Unter den Umständen, wie Braschi auf diesen hohen Posten erhoben wurde, war es allerdings ein höchst gefährliches Amt, die öffentlichen Einkünfte zu verwalten. Unzufriedenheit und Mißvergnügen herrschte un-

ter dem Volke. Doch Braschi war der Mann, der diesem so delikaten Amte ganz gewachsen war. Seine bekannte Rechtschaffenheit und seine tiefen Einsichten in die politischen Verhältnisse, bürgten dafür, daß er ohne Geräusch die Mängel der vorigen Verwaltung der Staatskassen heben, und die Einkünfte sichern würde. Auch entsprach er vollkommen der Erwartung, die man sich von ihm gemacht hatte. Mit aller erdenklichen Uneigennützigkeit verwaltete er den öffentlichen Schatz und steuerte der Betrügerei. Selbst nach dem Tode Klemens XIII. stand er noch vier Jahre diesem Amt vor, und einem Klemens XIV. war es vorbehalten, ihn auf die Stufe hinzuführen, die zum Throne hebt; Braschi ward Kardinal, und eh' noch zwei Jahre vorüber gingen, nach Klemens XIV. Tode, — Pabst; nämlich am 15. Hornung 1775. Der Tag seiner Krönung war der 22. Hornung desselben Jahrs.

Jedermann schien nun voller Erwartung zu seyn, mit was für Geschäften der neue Regent seine Verwaltung anfangen würde. Die einen sahen den Ehrenbeförderungen, und die andern den Veränderungen entge-

gen, die in keiner Regierung öfter, als in der päbstlichen vorzugehen pflegen. Die allgemeinste Aufmerksamkeit aber erregte die Erwartung, wie Pius sich gegen den damals so eben aufgehobenen Jesuitenorden benehmen würde; denn seine Achtung für diesen Orden, und seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen einige Individuen desselben waren längst bekannt. Pius verfuhr hierinnfalls äußerst klug, richtete sich ganz nach dem Geiste der Zeit und übte Menschlichkeit, indem er das Schicksal der gefangenen Ordensglieder auf der Engelsburg nach Möglichkeit erleichterte. Am 13. März des gedachten Jahres hielt er sein erstes geheimes Konsistorium, wo er den Kardinälen gedankt, und durch den gewöhnlichen Eid sich zur Beobachtung der apostolischen Konstituzionen verpflichtet hatte. Nach Vollziehung dieses Aktes begab er sich in den Quirinal zurück, um in der Einsamkeit den Mitteln nachzudenken, durch welche der Finanzzustand des Kirchenstaates verbessert werden könnte. Er vernichtete zu diesem Ende alle Anwartschaften auf Aemter, und berechtigte eden Römer ohne Unterschied, auf ordentlichen Wegen sich um solche zu bewerben.

Durch diese Vernichtung der bereits ertheilten Anwartschaften gewann der päbstliche Schatz jährlich allein 40000 Skudi. —

Mehrere seiner Vorfahren hatten den Plan zu einem Seehafen in der Mark Ankona entworfen, und zum Theil auch die Ausführung dieses Planes werkthätig betrieben. Man wollte nämlich den Levantischen Handel an sich ziehen, und mittelst desselben dem Kirchenstaate beträchtliche Geldzuflüsse verschaffen. Das Unternehmen war groß, die Folgen waren glänzend, und Pius säumte nicht, sie nach Thunlichkeit herbei zu rufen. Er befahl, daß die Grundsteine zum Leuchtthurme gelegt, und ohne alle Verzögerung die Arbeiten dieses bereits angelegten Hafens fortgesetzt werden sollten. — Unter diesen Beschäftigungen rückte der 24. April heran, ein Tag, an welchem der thätige Pabst sein zweites geheimes Konsistorium feierte, in der Absicht, den Wünschen der Römer gemäß, eine neue Kardinalspromozion vorzunehmen, bei welcher Gelegenheit er sich abermals so zu benehmen wußte, daß er weder seine Römer noch die auswärtigen Höfe beleidigte. Bald nach dieser Promozion war Pius darauf bedacht, wie dem gesunkenen

Ansehen der römischen Geistlichkeit wieder aufgeholfen werden konnte. Er erließ deßhalb unterm 19. Mai 1775 ein eigenes Edikt, das dem gesammten Klerus nicht allein die äußerste Sittenreinheit, sondern auch die äußerliche Dezenz sehr nahe ans Herz legt. Wie sehr Pius darüber wachte, daß der Glanz der Religion durch keinen Schatten verdunkelt wurde, beweiset unter andern auch sein Benehmen in der Sache der bekannten Gaßnerischen Wunderkuren. Als oberster Hirt der Kirche ließ er den ganzen Prozeß in der Kongregazion der Kirchengebräuche untersuchen, vor welcher denn auch im Weinmonate 1777 Gaßners Kuren als abergläubische Spiegelgefechte verworfen, hingegen die erzbischöflichen Hirtenbriefe von Salzburg und Prag als rechtgläubig bestätiget wurden. Die Mäßigung des Pabstes in allen den mancherlei Vorfällen, die gleich bei dem Antritte seiner Regierung sich ereigneten, häufig und schnell auf einander folgten, und dem Ansehen des päbstlichen Stuhles, wie nicht weniger den Einkünften der Kurie nicht allzugünstig waren, ist bewunderungswürdig, und ein vollgiltiger Beweis, daß er die Worte des Heilands:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ stets vor Augen gehabt habe. — Pius hatte einen starken Hang zu außerordentlichen Unternehmungen. Zwei Entwürfe waren es hauptsächlich, die seine planvolle Seele in den Stunden, die ihm sein Hirten- und Regentenamt übrig liessen, beschäftigten; nämlich der Bau einer neuen Sakristei an der Peterskirche zu Rom, und die völlige Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Die erste wurde wirklich erbauet, die letztern nun zum Theil ausgetrocknet.

Man siehet, daß Pius gleich die ersten Jahre seines Pontifikats dazu angewandt habe, um sich die Achtung der Welt, und die Liebe seines Volks zu erwerben. Seine Klugheit, Mäßigung und tolerante Denkart machten ihn selbst bei denen ehrwürdig, die nicht zur römischen Kirche gehören.

Ohngeachtet so vieler vortreflichen Eigenschaften hatte dieser gute Pabst dennoch seine Feinde. Es war am 8. April 1777, also im dritten Jahre seiner thätigen Regierung, daß sich drei unbekannte Pilgrime im Vatikan sehen ließen, mit einer Art Ungestüm bis in die Vorzimmer des Pabstes drangen, und einer aus ihnen, als die

Schweitzerwache sie mit der Hellebarde von der Thürschwelle entfernen wollte, den Schweitzer mit einem verborgenen Stilet verwundete. Der Thäter entfloh, und die Wache wurde erst, nachdem bereits Pius aus seinem Kabinette hervorgetreten war, und die ihm von den beiden andern Pilgrimen überreichte Bittschrift zu sich gesteckt hatte, gewahr, daß sie verwundet sey. Der Majordomus, der den heiligen Vater begleitete, ließ die Fremdlinge in Verhaft nehmen, und den dritten in Rom aufsuchen. Derselbe wurde auch am folgenden Tage, als Maurergesell verkleidet, entdeckt und zur Inquisition gebracht. Man erfuhr von diesen Menschen, daß sie Tages vorher, ehe sie in den Vatikan kamen, wiederholt bei dem Venezianischen Gesandten Reisepässe verlangt hätten, um sich schleunigst in das Gebiet der Republik flüchten zu können. — Auch hier zeugte der Pabst, wie fern er von aller Rache war; nach einer kurzen Zeit wurden die drei Fremdlinge wieder auf freien Fuß gestellt, und über die ganze Geschichte das tiefste Stillschweigen beobachtet.

Wir kommen nun auf eine Epoche in der Lebensgeschichte des verewigten Pabstes,

die unstreitig eine der merkwürdigsten seines Erdenwandels ist. Pius VI. zeigt sich hier als ein Mann, der seine eigenen Vortheile aufopferte, um nur mit einem unsterblichen Joseph II., in freundschaftlicher Verträglichkeit, das Beste der Aufklärung zu befördern. Die Welt weiß es, mit welchen Riesenschritten dieser Monarch, gleich nach dem 1780 erfolgten Tode seiner großen Mutter, eilte, da Verbesserungen zu treffen, wo welche nöthig waren. Die Welt weiß es, wie sehr er sich bestrebte, die Rechte und Verhältnisse zwischen Kirche und. Staat, zwischen Kaiser und Pabst, zu bestimmen und festzusetzen. Die Welt weiß aber auch, wie willig sich Pius zu allem bequemte, und daß er selbst Rom verließ, um persönlich mit dem Kaiser in so wichtigen Angelegenheiten zu unterhandeln. — Am 27. Hornung 1782 früh trat der Pabst seine Reise nach Wien an, und traf daselbst den 22. März Nachmittags ein. Joseph, und der Erzherzog Maximilian, sein Bruder, waren ihm entgegen gefahren, und empfiengen ihn auf das freundschaftlichste. An der rechten Seite des Kaisers sitzend, segnete Pius die Tausende, die sich versammelt hatten, ihn zu sehen. Während seiner

Anwesenheit in Wien wohnte er einmal dem Staatsrathe des Kaisers bei, und hielt zwo Konferenzen mit verschiedenen Ungarischen Bischöfen, feierte am 19. April noch ein öffentliches Konsistorium, welchem außer dem Kaiser und dem Erzherzoge Maximilian, die Kardinäle Migazzi, Herzan, Firmian und Bathiany beiwohnten. Den beiden letztern setzte der Pabst bei dieser Veranlassung die rothen Hüte auf, und hielt eine lateinische Rede, die er mit den Worten schloß: „Wir wollen den allmächtigen Gott auf das dringendste bitten, daß er, der niemanden, der zu ihm seine Hände ausstreckt, verläßt, den Kaiser in seinem eigenen Vorhaben bestärken und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütten möge." — Am 22. hierauf endlich erfolgte die Abreise dieses verehrungswürdigen Gastes, der nun nach Baiern sich wandte, und den Churfürsten Karl Theodor in München besuchte, wo er bis zum 2. May verweilte, dann über Augspurg, Insbruck, Brixen, Bozen, Trient, Verona, Vicenza, ins Venezianische Gebiet gieng, über Padua zurück nach Ferrara sich begab, Cesena, seine Vaterstadt betrat, und endlich am 13. Brachmo-

nats in Rom wieder eintraf. — Die Feinde dieses klugen Pabstes ermangelten nicht, auszustreuen, daß er durch seine Reise nach Deutschland vieles von seinem Ansehen verloren, und in Wien manche Rechte des päbstlichen Stuhls vergeben hätte. Die Schmähsucht gieng gar so weit, daß sie sich nicht scheute, in öffentlichen Pamphleten gegen Pius aufzutreten. Man heftete Pasquille an seinen Betstuhl an. Unter ein solches schrieb der erhabene Pabst mit Bleifeder ganz gelassen: „Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt; der raubt keine vergängliche Kronen, welcher himmlische austheilt. Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser, und Gott, was Gott gehört.“ Pius war im gleichen Grade aufgeklärt und tugendhaft. Seine Bescheidenheit und Mäßigung gewannen ihm die Herzen aller guten Menschen. Er gab nach, wo er konnte, und stiftete Frieden, wo ers vermochte. Er duldete mit Standhaftigkeit, und behielt bei den größten Stößen immer die Heiterkeit seiner Seele.

Die schmerzhafteste Wunde, die je diesem Oberhirten der Kirche geschlagen wurde, war unstreitig die französische Revolution.

Pius erließ Breven und Bullen, um auch da Ruhe zu bewirken, und die Sache der Religion zu sichern; doch man hörte die Stimme des Hirten nicht, und fuhr fort, seine und die Rechte der Kirche zu kränken, und eine Ausschweifung auf die andere zu häufen. Ja, es kam so weit, daß die Franzosen mit bewaffneter Hand selbst in Rom einfielen, und den Sitz des Pabstes unsicher machten. Pius gab nach, und achtete kein Opfer zu groß, um nur Frieden zu erhalten: allein eben diejenigen, die mit dem heil. Vater einen solennen Friedensvertrag schlossen, und ungeheure Summen vom Kirchenstaate erpreßten, eben diejenigen waren es, die noch im selbigen Jahre als Feinde wieder kamen, und sich in den Besitz der päbstlichen Länder setzten, selbst die Person des Pabstes beraubten, und ihn zum Gefangenen machten. Man schleppte den Greis aus Rom hinweg, nahm keine Rücksicht auf die Beschwerlichkeiten der Reise, brachte ihn nach Siena, und von da 1799, nach Briancon. Aber auch hier blieb Pius nicht lange, man versetzte ihn nach Valence, und bestimmte zu dieser Reise nicht mehr als 1800 Livres. Zu Valence wies man ihm

die ehemalige Gouverneurs-Wohnung in der Citadelle an, und niemand als sein kleines Gefolge wurde zu ihm gelassen. Es war festgesetzt, daß, wenn die gegenseitigen Armeen im südlichen Frankreich einbrächen, Pius nach Dijon gebracht werden sollte. —

Diese so vielen Strapatzen, der übermäßige Kummer und innere Seelenschmerz, schon öftermalige Anfälle vom Schlage, und endlich das hohe Alter des erhabenen Fürsten, waren die Ursachen, die sein Ende herbei zogen. Pius starb den 29. August 1799, im 82. Jahre seines Alters, und im 25. seines Pabstthums. Seine Standthaftigkeit bis in den Tod scheint der vortrefflichste Zug in seiner Biographie zu seyn. Er war ein Fürst voll der besten Eigenschaften, und als geistlicher Fürst gerade so, wie er seyn sollte, friedfertig, gütig, duldsam im hohen Grade. Sein Leben trübten die widrigsten Ereignisse; er überstand sie alle mit einem Muthe, der Bewunderung erregt. Er kämpfte mit Krankheiten und Feinden seiner Person, mit Feinden der Kirche und ihrer Rechte, und widerstand ihnen als Weiser und als Christ. — Für seine Staaten that er, was er konnte. Er beförderte die

Verbesserung der Fabriken, erleichterte dem Volke die Abgaben, unterstützte Künste und Wissenschaften, und handhabte die Gerechtigkeit mit eben dem Eifer, mit welchem er Barmherzigkeit übte. Er haßte die Trägheit; schon früh des Morgens arbeitete er im Kabinete, und gab sodann, nach verrichteten geistlichen Uebungen, den Ministern der verschiedenen Höfe und andern Personen bis zur Mittagstafel Audienz. Seine Tafel war frugal, und dauerte nie länger als eine Stunde. Des Nachmittags war Pius Richter, hörte Rechtssachen an, legte Streitigkeiten bei, und sprach das Urtheil mit einer solchen Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, daß selbst derjenige, welcher verlor, befriedigt ward, und sich bei den Entscheidungen des gerechten Richters beruhigte.

Rudolf von Habsburg.

Rudolf von Habsburg machte sich in seinem Zeitalter um Deutschland so verdient, daß man noch jetzt seine Thaten anstaunt, bewundert und verehrt; daß man noch jetzt ihn unter die größten Männer seiner Zeit zählt; daß auch noch der spätere Deutsche sich seiner mit Ehrfurcht erinnern wird; und ich glaube, eine kurze Biographie seines Lebens wird in dieser Sammlung nicht am unrechten Orte stehen.

Am Ende des eilften Jahrhunderts bauete der Bischof Werner von Straßburg mit seinem Bruder, dem Grafen Ratebot, da wo die Aar sich durch das Gebiet des Kantons Bern windet, nach damaliger Sitte auf einen Alpenfelsen ein Schloß, das den

Namen Habsburg erhielt, welchen nachher, als die Grafen, Herren und Edlen sich nach ihren Wohnörtern nannten, die Besitzer desselben gleichfalls annahmen. Jener Landstrich gehörte damals zu dem Königreiche Burgund, welches der Kaiser Conrad II., unter die Lehnsherrschaft des deutschen Reichs brachte. Der eigentliche Ursprung der Grafen von Habsburg, von welchen Rudolf abstammt, verliert sich, wie der von fast allen Fürstenhäusern, in Dunkelheit. Es ist vergebliche Mühe, welche die Geschichtschreiber angewandt haben, dieses Geschlecht von berühmten Römern oder von den fränkischen Königen herzuleiten. Gewiß ist, daß Rudolfs Vorfahren schon lange vor ihm blüheten, und beträchtliche Güter in Schwaben, in der Schweitz, im Elsaß und in Burgund, erwarben. Sie führten den Titel der Landgrafen von Elsaß, waren also Fürstengenossen, und als Rudolf nach dem Tode seines Mutterbruders, Hartmanns von Kyburg, die Grafschaften Kyburg, Baden und Lenzburg erbte, wurde er einer der mächtigern Herrn in jenen Gegenden.

Von Jugend auf, nach dem Geschmacke des Zeitalters, zu ritterlichen Uebungen er-

zogen und in den Waffen geübt, that er sich früh durch einen geschickten Gebrauch derselben und durch Tapferkeit hervor, womit er zugleich eine seltene Klugheit verband, und große Beweise von seiner Neigung zur Gerechtigkeitsliebe gab. Er überwand den Freiherrn Hugo von Tufstein in einer Fehde, führte die Schweitzer gegen den Bischof von Basel an, kämpfte in Gesellschaft des Königs Ottokar von Böhmen glücklich gegen die Ungern, zwang nachher den Bischof von Straßburg, brachte die Städte Kolmar, Mühlhausen und Regensburg zur Ruhe, und erwarb sich durch seine kleinen Kriege und durch sein Betragen Ansehen und vielen Einfluß in die Angelegenheiten des oberrheinischen Deutschlands.

Indeß rührte seine Gelangung zum Kaiserthume doch von einem geringscheinenden Umstande her. Als der neuerwählte Erzbischof von Maintz, Werner von Eppenstein, nach Rom ging, um wie es die Päbste jetzt von den deutschen Bischöfen verlangten, den Priestermantel zu holen, ersuchte er den Grafen von Habsburg, ihn wegen der damals herrschenden Unsicherheit auf den Strassen, durch einen Theil der Alpen zu beglei-

ten. Dieß verrichtete Rudolf mit so vieler Geschicklichkeit, und äußerte dabei in seinen Gesprächen über die öffentlichen Angelegenheiten so viele Einsicht und Entschlossenheit, daß der Erzbischof in ihm den Mann zu entdecken glaubte, welcher der Kaiserkrone würdig, und fähig sey, Deutschland aus der Verwirrung zu reissen. Gerührt über den Biedersinn des Grafen, betheuerte ihm Werner beim Abschiede, daß er Gelegenheit suchen würde, ihm zu danken. Wirklich erinnerte er sich bei der Versammlung der Churfürsten seines ehemaligen Begleiters, und rühmte ihn so sehr, daß sie ihm einmüthig ihre Stimme gaben.

Rudolf war eben in der Belagerung der Stadt Basel begriffen, um die von ihren Gegnern, den Psittichern, vertriebene Faktion des Adels, welche sich die Sterner nannte, wieder in dieselbe einzuführen, als die Abgeordneten der Churfürsten, der Graf von Pappenheim und der Burggraf Friedrich von Nürnberg ihm die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wohl brachten. Ob ihm gleich ein Sterndeuter diese Würde einige Jahre vorher geweissaget haben soll, so gerieth er doch in nicht geringe Verwunderung.

Er nahm den Antrag an, schlug der Stadt Versöhnung vor, und diese, welche auch an ihrem Feinde Tugend und Tapferkeit schätzte, war die erste, welche ihm zu seiner Erhebung Glück wünschte, und sich auf billige Bedingungen unterwarf. Er machte sich sodann auf den Weg nach Frankfurt; zu Boppard wurden ihm die Reichskleinode überliefert; man empfing ihn mit Beifall, und er wurde zu Aachen nebst seiner Gemahlin Anna von Hohenberg, unter großem Zulauf und Frohlocken des Volks, welches sich freuete, wieder einmal einen Kaiser zu sehen, feierlich gekrönt.

Eine glücklichere Wahl hätte man nicht treffen können. Rudolf war in der That der Mann, wie ihn die damalige Lage Deutschlands erforderte, von vieler Klugheit und Erfahrung, von bewährter Redlichkeit und hohem Muthe, dabei aber nicht so mächtig durch eigene Güter, daß er an die Herstellung der Herrschaft der vorigen Kaiser und an die Unterdrückung der Fürsten hätte denken können. Daher rühmt auch der Erzbischof von Köln in dem Schreiben, wodurch er dem Pabste die getroffene Wahl anzeigte: daß Rudolf rechtgläubig, ein Verehrer der

Kirche, ein Freund der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen, mächtig durch eigene Kräfte und mit vielen Mächtigen verwandt, bei Gott beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich sey!

Um nun nach der herrschenden Denkungsart vom Pabste anerkannt und bestätigt zu werden, mußte Rudolf Gregor dem Zehnten versprechen, sich in Rom krönen zu lassen und den von ihm gewünschten Kreuzzug zu befördern. Da aber Gregor bald darauf starb, so unterblieb sowohl der Kreuzzug als die Krönung des Kaisers zu Rom.

Dieses war für Deutschland von den besten Folgen. Denn nun erhielt Rudolf freie Hände, sein den Deutschen gegebenes Versprechen, mit Gottes Hülfe dem zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen Ruhe und Frieden zu verschaffen, und die Unterdrückten durch die Mitwirkung der Stände gegen die Tirannei zu schützen, zu erfüllen. Seine erste Sorge war, die Sicherheit der Landstrassen der Provinzen mit einander wieder herzustellen. Seine vorige Lebensart hatte ihn zu diesem Geschäfte überaus tüch-

tig gemacht. Er fing sogleich an, Deutschland zu durchziehen, hielt, wohin er ankam, Gerichte, und suchte überall Sicherheit des Eigenthums, Ruhe und Ordnung zu vermitteln. Die Fürsten mußten einen Landfrieden beschwören, wodurch sie versprachen, nicht gegen einander Gewalt zu gebrauchen, sondern ihre Beschwerden auf gütlichen und rechtlichen Wegen auszuführen, den Uebertretern sich zu widersetzen, sie als Aufrührer zu betrachten, und den Angegriffenen beizustehen.

Mit einigen Mächtigen errichtete er in dieser Rücksicht besondere Verträge. Andere machte er sich durch ihre Vermählung mit seinen Töchtern geneigt. Die kleinern Räuber aber verfolgte er mit aller Schärfe bis in ihre Schlupfwinkel.

Darauf wandte er sich gegen diejenigen, welche ihn nicht anerkennen wollten. Es war gebräuchlich, daß die Fürsten und Vasallen des Reichs sich von dem neuen Könige binnen Jahr und Tag belehnen lassen, und den Eid der Treue leisten mußten, wenn sie nicht ihrer Lehen und Würden verlustig werden wollten. Der König Ottokar von Böhmen, welcher zugleich Oesterreich, Stey-

ermark, Krain und Kärnthen besaß, und der Herzog Heinrich von Niederbaiern, versäumten beides; und Ottokar wurde wegen seines Ungehorsams in die Acht erklärt.

Als daher der Krieg unvermeidlich war, rückte Rudolph, indem er das Anerbieten eines Edelmannes, den König Ottokar meuchelmörderisch umzubringen, mit Abscheu verwarf, mit seinen Freunden ins Feld. Er bemächtigte sich in kurzer Zeit Oesterreichs, wo die mit der drückenden böhmischen Regierung höchst unzufriedenen Einwohner ihn willig aufnahmen. Da darauf auch der Herzog von Baiern, Heinrich, der sich inzwischen mit dem Kaiser aussöhnte, Anstalten traf, in Böhmen einzudringen, so ließ Ottokar um einen gütlichen Vergleich bitten, welchen Rudolph auch sogleich gewährte, worauf Ottokar am 30. Dezember 1276 mit Böhmen und Mähren feierlich belehnt wurde, ganz Oesterreich aber herausgeben mußte.

Nun setzte Rudolph seine Bemühungen, Deutschland zu beruhigen, eifrigst fort, besonders bestrebte er sich in den österreichischen Ländern die Ordnung herzustellen und die Gemüther der Eingesessenen zu gewinnen.

Aber der Friede war nicht dauerhaft. Ottokars Gemahlin, Kunigunde, eine stolze russische Prinzessin, spornte den König durch bittere Vorwürfe an, sich zu rächen. Er säumte also nicht nur, seine Versprechungen zu erfüllen, gab die Gefangenen nicht los, drückte die Freunde des Kaisers, sondern erklärte sogar, daß er von jenem Schiedsspruche nichts wissen wolle. Rudolph sammelte sogleich ein Heer, welches er, ob es gleich gegen das böhmische sehr klein war, mit ungemeinem Muthe beseelte. Es kam am 26. August 1278 zur Schlacht. Auf beiden Seiten focht man mit der größten Erbitterung. Ottokar entschloß sich, lieber das Leben, als den Sieg zu verlieren, focht, als schon ein Theil seines Heers niedergehauen, oder in die Flucht getrieben, und sein Pferd gefallen war, noch zu Fuße mit dem Muthe eines Riesen, bis er getödtet wurde. — Von diesem Tag an rechnet das Haus Oesterreich seine Grösse. Denn Rudolph suchte nun, nachdem er auch Mähren sich unterworfen hatte, diese mit so vieler Gefahr und Aufopferung wieder erworbenen Länder seinem Hause zuzuwenden, und übergab auf dem Reichstage zu Augsburg, 1282,

seinen Söhnen Albrecht und Rudolph die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark mit allem Zubehör.

Dieser Zuwachs an Macht verschaffte Rudolfs Unternehmungen, Deutschland zu beruhigen, die störrigen Köpfe zu bändigen, die Aufrührer, Gewaltthäter und Räuber zu verfolgen und zu bestrafen, noch stärkern Nachdruck. Nachdem er in Süden den Ruhestand befestigt hatte, wandte er sich mit größerer Aufmerksamkeit nach den nördlichen Gegenden. Er hielt 1289 zu Erfurt einen Reichstag, wo er die anwesenden Stände nochmals den Landfrieden beschwören, und 29 zu Ilmenau gefangene Edelleute, welche über der Räuberei ergriffen waren, und die sich gegen den Landfrieden vergangen hatten, henken, und 66 Burgen zerstören ließ.

Unter diesen heilsamen, oft weitläuftigen Beschäftigungen in Deutschland, wo Rudolf dennoch das Faustrecht nicht gänzlich aufheben und nicht alle Mißbräuche dämpfen konnte, ereilte ihn der Tod zu Germersheim, wo er am 15. Heumonat 1291, im 73. Jahre seines Alters starb, nachdem er 17 Jahre regiert hatte.

Man kennt wenige Fürsten, welche die Offenheit im Betragen, mit der Kunst zu regieren, so vollkommen zu verbinden wußten als Rudolf. Sein natürlicher Scharfsinn siegte über alles Klügeln der Staatskunst, und durch seinen Edelmuth gewann er alle Herzen. Er verstellte nie seine Absichten, sondern suchte seinen Zweck immer durch gerade Mittel auf offenen Wegen zu erreichen. Manches Kabinet würde sich schämen müssen, wenn es sein arglistiges Verfahren mit den Handlungen dieses Kaisers vergleichen wollte. —

Ob er gleich zu der höchsten Würde in Europa erhoben war, so behielt er doch seine altväterliche, schweitzerische Einfalt in den Sitten bei. Er blieb ein erklärter Verächter aller Ueppigkeit, Pracht und Weichlichkeit, und schätzte und belohnte die Menschen nur nach ihren Verdiensten, nicht nach den Vorzügen der Geburt. Als daher einer seiner Kriegsobersten, Namens Hans Taste, wiederholt um die Ertheilung der Adelswürde gebeten, Rudolf aber diesem sonst braven Mann immer davon abgerathen hatte, dieser aber dennoch wieder darum nachsuchte, ertheilte sie ihm der Kaiser wirk-

lich im Unwillen mit den Worten: „Ei mein lieber Hans Taste, so du willt heisse fortan meinethalben Hans von Taste!" —

Seine Lebensart war einfach und ungekünstelt. Im Felde flickte er seinen blauen Rock selbst, und aß von der Kost seiner gemeinen Krieger, wenn sie auch nur in rohen Rüben bestand. Als seine Wache geringscheinende Leute abwieß, die ihn sprechen wollten, sagte er: Bin ich denn deswegen zum Kaiser gewählt worden, daß man mich einschliesse? — Eine Frau, welche auf ihn geschimpft hatte, bestrafte er damit, daß sie ihre Schimpfworte in Gegenwart des Hofes, da er auf dem kaiserlichen Stuhl saß, wiederholen mußte.

Er war sehr lebhaft, stets munter, und ein großer Freund scherzhafter Einfälle. In der Kriegswissenschaft war er der Größte seiner Zeit. Er machte zuerst in Deutschland von Schiffbrücken Gebrauch. Die deutschen Krieger schätzte er so sehr, daß er einst vor seinem Heer sagte, er getraue sich mit viertausend deutschen Reutern und mit vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks gegen jede Macht den Sieg zu erfechten.

So wie er die deutsche Nation jeder andern vorzog, und daher den deutschen Reichsangelegenheiten alle übrige Sachen nachsetzte, so liebte er auch besonders die deutsche Sprache, und führte den Gebrauch derselben in seinen öffentlichen Schriften ein. Auf dem Reichstage zu Regensburg unterbrach er des Bischofs Bernhard von Sekkau lateinische Rede mit den Worten: „Bischof! wenn ihr mit einem andern Geistlichen etwas auszumachen habt, so sprecht immerhin Lateinisch; wenn es aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet Deutsch!" —

Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe nannte ihn ein damals lebender Fürst: das lebendige Gesetz; und durch seine Ehrlichkeit hat er sich in dem Herzen der Nazion ein bleibendes Denkmahl gestiftet; denn man pflegte lange nach ihm von demjenigen, der sein Wort nicht hielt, zu sagen: der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.

Rudolf that für das Vaterland alles, was den Umständen nach nur möglich war. — Er riß es aus der Anarchie, rettete die Selbstständigkeit der Nation, fügte die getrennten Theile wieder zusammen, stellte Ruhe und Regierungsform her, führte

Gesetze und Obrigkeit, deren Name unbekannt und verhaßt geworden war, zurück, und so ist er nicht nur der Urheber eines glänzenden Fürstenhauses, sondern auch in der That der zweite Schöpfer des deutschen Reichs geworden.

Don Carlos.

Dieser Prinz, dessen tragisches Lebensende durch Schillers bekanntes Meisterstück neues Interesse erregt hat, und über dessen Geschichte noch immer ein dichter Schleier gezogen ist, war der einzige Sohn Philipps des Zweiten, Königs von Spanien, aus dessen erster Ehe mit Marien von Portugal. Seine Lebhaftigkeit und sein glückliches Genie berechtigten zu grossen Erwartungen; aber sein jugendlicher Jähzorn und Leichtsinn, so wie sein Hang zu Ausschweifungen machten ihn dem Vater sehr früh verhaßt.

Allein noch wichtigere Gründe erzürnten denselben; denn der Prinz war nicht nur ein heimlicher Freund der Protestanten und der unruhigen Niederländer, sondern

auch der heftigste Gegner des niederträchtigen und durch seine Grausamkeiten berüchtigten Herzogs von Alba, des Günstlings des Monarchen.

Noch mehr, der junge vierzehnjährige Carlos warb 1559 um die Hand der Isabella von Valois, Tochter Heinrichs des Zweiten von Frankreich; und Philipp nahm diese ganz junge Prinzessin zu seiner eigenen Gemahlin, merkte aber bald ein geheimes Liebesverständniß zwischen ihr und Carlos.

Ein neuer Vorfall vermehrte seinen Groll. Carlos bat ihn nemlich, ihn selbst in die Niederlande zu Dämpfung der Unruhen zu schicken; dieser sandte aber den Herzog von Alba dahin. Carlos zog, als Alba von ihm Abschied nehmen wollte, gegen ihn den Degen, und beschloß nun selbst eine heimliche Reise nach den Niederlanden; allein seine Plane wurden verrathen und er in seinem Wohnzimmer auf Befehl und in Gegenwart seines Vaters gefangen gesetzt.

Philipp der Zweite ließ ihm aller Bitten Isabellens ungeachtet, in geheimnißvollster Stille den Prozeß machen, und der 24. Julius 1568 war der Todestag des unglücklichen

lichen vier und zwanzig jährigen Prinzen. Man gab zwar ein heftiges Fieber als die Ursache des Todes an; allein Niemand gab der Sage Gehör. Auch entdeckte es sich nachher, daß er auf Philipps, seines Vaters, Befehl hingerichtet worden sey, und zwar stimmen die wahrscheinlichsten Zeugnisse für dessen Enthauptung. Denn dieß versichert nicht nur sein Biograph Saint Real, sondern man fand auch, als die jetzt lebende Königin von Spanien sich den Sarg des Prinzen öffnen ließ, den abgeschlagenen Kopf ihm zu Füssen.

Ob die Beschuldigungen, daß er mit den aufrührerischen Moriskos in Unterhandlung gestanden, und seinem Vater nach dem Leben getrachtet habe, gegründet sind, ist nicht ganz erwiesen. Die wahrscheinlichste Ursache seiner Ermordung war die Liebe zu Isabellen. Die junge Königin, die gerade damals schwanger war, starb nach drei Monathen plötzlich; und man vermuthet, daß sie entweder auch ein Opfer der Rache ihres erzörnten Gemahls geworden sey, oder daß der Gram über den Tod des Geliebten ihre Lebenstage verkürzet habe.

Prinz Li-Bu.

Die Pelew-Inseln, wovon eine der Geburtsort des liebenswürdigen Prinzen ist, der den Inhalt folgender Geschichte ausmacht, liegen in der Westgegend des stillen Oceans. Sie wurden aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst von den Spaniern unter den Philippinischen Inseln bemerkt, und von ihnen die Palos-Inseln, von den hohen Palmbäumen genannt, die daselbst in grosser Menge wachsen, und in der Entfernung eine Aehnlichkeit mit Schiffsmasten haben, indem das Wort Palos im Spanischen bisweilen einen Mastbaum bedeutet.

Aller Vermuthung nach, ist niemals ein Europäer dahin gekommen, ehe die Antelope, ein englisches, der ostindischen Kom-

pagnie zugehöriges Paket- oder Postschiff, unter Kapitain Heinrich Wilson, in der Nacht vom 9. bis 10. August 1783, dort Schiffbruch gelitten; ein für die Mannschaft um so viel trauriger Umstand, da man ganz unwissend war, was ihr diese Inseln für Hülfe gewähren können, oder was man auf den Fall, daß sie bewohnt wären, für eine Aufnahme bei den Bewohnern finden würde. Die Furcht unter einer solchen Ungewißheit läßt sich leichter empfinden, als beschreiben. Indessen erreichten sie vermittelst der Böte und einer grossen Anstrengung das Land, ungefähr drei bis vier Seemeilen von den Klippen, an denen ihr Schiff gescheitert war, und fanden, daß es eine Insel wäre, die nicht beständig bewohnt, sondern von den Eingebornen einiger anderer Inseln gelegentlich besucht ward, auf denen sie wenig Tage darnach ein Völkchen fanden, das sich durch einfache Sitten, feine Empfindungen und eine freundschaftliche Gemüthsart auszeichnete — kurz ein Völkchen, das der menschlichen Natur Ehre machte. — Und da diese Jusulaner fanden, daß jener Besuch der Engländer keine feindliche Absicht bei sich führte, so verwilligten sie ihnen

gern, was von ihnen verlangt wurde, und ob sie gleich wenig vermochten, so war den Engländern doch auch das Wenige bei ihrem Elende wichtig, und dieß gaben die Bewohner mit einer edelmüthigen Treuherzigkeit. —

Als darauf, am 9. November, die Engländer wieder abreisen wollten, kam der König dieses Völkchens Abba Thulle, zu dem Kapitain Wilson und bat ihn, seinen zweiten Sohn, dessen Namen Li = Bu war, mitzunehmen, damit er des Vortheils genösse, manche Dinge von den Engländern zu erlernen, wodurch er bei seiner Rückkehr seinem Vaterlande wesentliche Dienste leisten könnte. Er sprach dann von seinem Sohne als einem Jünglinge von einer sanften und liebenswürdigen Gemüthsart, der viel Empfindung und manche gute Eigenschaften besässe. Er sagte, er habe ihn von einem entfernten Orte kommen lassen, wo er unter der Aufsicht eines alten Mannes gestanden, und setzte hinzu, daß einer von den Malayen ihn als Bedienter begleiten solle. Kapitain Wilson erwiederte auf diesen Antrag des Königs, daß er für den jungen Prinzen wie für sein eigenes Kind sorgen, und es an seiner Seite an nichts

fehlen lassen würde, wodurch er dem Sohne die Dankbarkeiit und Liebe beweisen könne, die er lebenslang für dessen Vater fühlen werde.

Indessen ging das Schiff unter Segel; und da sie ihren Lauf ohne Hinderniß fortgesetzt, erreichten sie bald die chinesische Küste. Li = Bu war außerordentlich vergnügt, daß er wieder Land vor sich und so viele Böte und Kähne auf dem Wasser erblickte.

Den 30. des Morgens nahm Wilson einen Steuermann auf, der sein Schiff durch die Inseln nach Makao führte, wo sich ein gewisser Herr M'Intyre aufhielte. — Li = Bu erstaunte, als er zu Makao die portugiesischen Schiffe sah, und schrie: groß, groß, sehr groß! — Die Engländer hatten aber hier schon Gelegenheit, sein gutes Herz zu sehen. Einige chinesische Bote, die von armen tartarischen Weibern, welche ihre Kinder auf den Rücken gebunden hatten, gerudert wurden, umgaben das Schiff, und schrieen die Leute um Lebensmitteln an. Li-Bu war voll Angst, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, gab ihnen Apfelsinen, suchte von dem was er hatte und er selbst an meisten liebte, das Beste mit äußerster Sorgfalt aus und warf es ihnen zu.

Den nächsten Morgen begleitete Herr M'Intyre und ein portugiesischer Herr aus Makao den Kapitain an Bord des Schiffes. Der portugiesische Herr fand an dem Prinzen von Pelew viel Wohlgefallen, und bat sich aus, daß er den neuen Menschen, wie er ihn nannte, seiner Familie vorstellen dürfte. Da sein Haus das erste war, das der junge Reisende zu sehen bekam, so schien er ganz in stummer Verwunderung zu versinken. Die senkrechten Mauern und die flachen waagrechten Decken fielen ihm besonders auf, und er konnte nicht begreifen, wie das gemacht worden seyn konnte; eben so setzten ihn die Verzierungen in Erstaunen. Da er bei den Damen von der Familie eingeführt wurde, bezeigte er eine so ungezwungene Höflichkeit und Artigkeit, daß man nicht wußte, ob man mehr diese, oder seine Gutherzigkeit bewundern sollte. Er war auch nicht in der mindesten Verlegenheit, ließ seine punktirten Hände ohne Schüchternheit sehen, und schien selbst einen Wohlgefallen an der Aufmerksamkeit zu finden, die man ihm erwies.

Nach diesem Besuche führte Herr M'Intyre den Kapitain Wilson und seine ganze

Gesellschaft in sein Haus, wo in einem großen beleuchteten Saale eine zum Abendessen köstlich zubereitete Tafel, und ein sehr aufgeputzter Schenktisch ihrer wartete. Was dieser neue jähe Anblick für eine Wirkung auf Li-Bu thun mußte, läßt sich kaum begreifen. Er war ganz Auge, ganz vor Erstaunen verstummt; besonders bezauberten ihn die gläsernen Trinkgeschirre. Herr M'Intyre zeigte ihm das, was er für vorzüglich auffallend für ihn hielt, oder was ihm wahrscheinlich das meiste Vergnügen machen würde; aber Alles umher zog ihn auf sich; sein Auge rollte mit einer Schnelligkeit hin und her, auf und nieder, war bald da, bald dort. Eben so verwildert liefen seine Gedanken durch einander, daß sie keinen Ruheplatz fanden, und beinahe ängstlich suchten, wo sie verweilen sollten. Kurz, alles schien ihm ein Hexenmärchen, eine Zauberei zu seyn. An dem obern Ende des Zimmers hing ein großer Spiegel, worin er sich beinahe der Länge nach sehen konnte. Hier stand Li-Bu, als er sich selbst erblickte, und wußte nicht wie ihm geschah. — Er lächelte — sprang zurück — näherte sich wieder — machte allerhand Gesichter und

war ganz in Verwunderung versunken. Er wollte hinter den Spiegel sehen, ob sein ander Ich dahinter stünde, fand aber den Spiegel dicht an der Wand befestigt. Herr M'Intyre ließ einen kleinen Spiegel holen, den er ihm in die Hand gab, und als er sich ebenfalls darinn erblickte, drehte er ihn einmal über das andere umher, um die Person zu suchen; die ihm seine Blicke mit einer solchen Gleichförmigkeit zurück gab, und konnte jetzt eben so wenig als vorher begreifen, wie es damit zugieng.

Nach einigem Aufenthalt in diesen Gegenden schiffte sich Kapitain Wilson mit seinem anvertrauten Pfande in dem Indischen Schiffe Morse, unter dem Kapitain Joseph Elliot, nach England ein, der sie mit einer freundschaftlichen Willfährigkeit aufnahm. Während der ganzen Reise ward Li-Bu von ihm mit Liebe und Freundschaft behandelt; er selbst aber betrug sich so artig und gefällig, daß Jedermann sich bestrebte, ihm angenehme Dienste zu erweisen und Freude zu machen. Ueberhaupt machte sein höfliches und geschmeidiges Betragen auf jede neue Bekanntschaft einen vortheilhaften Ein-

druck: eine gute Lehre für junge Leute, die es bisweilen zu vergessen scheinen. —

Li-Bu war nur eine kurze Zeit auf der Reise gewesen, als er den Kapitain Wilson bat, ihm doch ein Buch zu geben, und ihn die Buchstaben zu zeigen, damit er möchte lesen lernen. Der Kapitain ergriff auch jede schickliche Gelegenheit, diesen seinen Wunsch zu erfüllen, und fand in seinem Zöglinge viel Fähigkeit, leicht und schnell zu begreifen, was man ihn lehrte.

Da sie nach St. Helena kamen, fielen unserm jungen Pilger die Soldaten und Kanonen auf den Festungswerkern sehr auf; und als bald darauf vier englische Kriegsschiffe ankamen, machte es ihm eine große Freude, zumal da einige darunter zwo Reihen Kanonen über einander führten. Man erklärte ihm, daß diese Art von Schiffen bloß zum Kriege bestimmt wären, diejenigen aber, die er im Hafen sähe, zum Handel, und also nichts als Erzeugnisse und Manufakturen von einem Lande ins andere brächten. Kapitain Buller, der Befehlshaber eines Kriegsschiffs, nahm ihn auf eine sehr gefällige Art in sein und noch in ein anderes Schiff, damit er die Leute sowohl mit dem groben

als kleinen Geschütze möchte manövriren sehen; ein Anblick, der ihm viel Freude machte.

Als er in eine Schule geführt ward, und sah, wie die Knaben in so mancherlei unterrichtet wurden, seufzte er über den Mangel seiner wenigen Kenntniß, beneidete sie, und gab ein glühendes Verlangen zu Beschämung so vieler jungen Bursche zu erkennen, die sich der Schule zu entziehen suchen, und sie als Oerter der Plakerei und Strafen ansehen.

Er wünschte auf ein Pferd sich zu setzen, und einen Spatzierritt aufs Land zu thun; man gewährte es ihm. Er saß recht gut zu Pferde und gallopirte nach Herzenslust, ohne die geringste Furcht zu fallen; und man kann leicht denken, daß die Neuheit dieser Uebung ihm nicht wenig Vergnügen machte.

In dem Garten der Kompagnie bemerkte er einige Laubengänge, wo Bambus in Bogen über Stacketen gezogen waren, die eine angenehme Kühlung gewährten. Er bemerkte, daß, so wenig die Leute hier Holz hätten, sie doch auch das Wenige zu guten Absichten zu gebrauchen wußten; da seine

Landsleute bei ihrem Ueberfluße an Waldung keinen währen Nutzen davon zögen. „Wenn er nur zurückkäme, — sagte er — wolle er es dem Könige sagen, woran es ihnen fehle, und Leute anstellen, die auch solche Bogengänge verfertigen sollten, als er gesehen.“ —

Dieß war das dämmernde Licht, das in Li-Bus Seele aufging! Er fühlte, wie sehr sie noch im Dunkeln tappte, und hatte Verstand genug, jeden Strahl aufzufassen, wodurch er seine Blicke aufhellen, sich unterrichten und seine Lage verbessern konnte.

Den 14. Julius 1784 kam der Prinz mit dem Kapitain Wilson glücklich in Portsmouth an. Als sie ausstiegen, gerieth Li-Bu über die Befestigungswerke, die Menge und Größe der Kriegsschiffe, die sich damals im Hafen befanden, und die mannichfaltigen Gebäude in der Stadt, in ein solches Erstaunen, daß er kaum die Besonnenheit, eine Frage zu thun, übrig behielt.

Ein Theil der Reise, welche jetzt Li-Bu in einer Kutsche nach Portsmouth machte, fiel in die Nacht. Die Wiederkehr des Tages aber gab seinen Augen viel zu thun, da er nun den Ort erreicht hatte, der auf einige

Zeit seine Heimath seyn sollte. So stumm er anfänglich war, so begierig war er nun, die Wunder zu erzählen, die er gesehen; nur schien es ihm an Worten und Ausdruck zu fehlen. Er schilderte die Umstände seiner Reise sehr drollig, und sagte: da sey er in ein kleines Haus gesteckt worden, und die Pferde wären damit davon gelaufen — selbst da er geschlafen, sey es immer fortgegangen; und indem er den Einen Weg vorwärts gefahren, wären Felder, Häuser und Bäume rückwärts geflohen; denn bei der Geschwindigkeit mußte ihm nothwendig alles sich zu bewegen scheinen.

Als er Abends in sein Schlafzimmer gebracht ward, sah er zum erstenmahl ein behangenes Bett auf einem auf vier Pfosten ruhenden Himmel. Kaum konnte er begreifen, was das für ein Ding seyn sollte — er sprang hinein und sprang wieder heraus, betastete die Vorhänge, schlug sie zu und wieder auf, zupfte daran — legte sich und stund wieder auf, um dessen äußere Gestalt recht zu untersuchen. Endlich, da er nun ganz von seinem Nutzen und seiner Bequemlichkeit unterrichtet zu seyn schien, legte er sich zur Ruhe nieder, mit der Bemerkung,

daß man doch zu all und jedem Dinge in England ein Haus habe; die Kütsche war ihm nämlich ein Haus, um darinn zu fahren, und das große Bettgestelle ein Haus, um darinne zu schlafen.

Li = Bu wurde nun bei verschiedenen Direktoren der ostindischen Kompagnie eingeführt; der Kapitain nahm ihn mit zu allen seinen Freunden, und zeigte ihm auch nach und nach die meisten öffentlichen Gebäude in den verschiedenen Theilen der Stadt: doch vermied er mit möglichster Vorsicht alle Oerter der öffentlichen Lustbarkeiten, aus Furcht, daß er in der daselbst gewöhnlich unreinen und heißen Luft von den Kinderblattern möchte angesteckt werden. Diese gedachte man ihm einimpfen zu lassen, sobald er mit der englischen Sprache ein wenig mehr bekannt wäre, um ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen; denn man wollte nicht gern ohne Gründe ihm eine so beschwerliche und unangenehme Krankheit beibringen, ohne ihm von der wahren Beschaffenheit derselben vorher etwas zu sagen, und ihn so weit zu bringen, daß er es selbst wünschte, weil sein Pflegvater das unbegränzte Vertrauen, das der Prinz auf ihn

gesetzt hatte, auf keine Weise schwächen wollte.

Nachdem er ihn ein wenig mit den Sitten des Landes bekannt gemacht hatte, gieng er täglich in ein Erziehungsinstitut zu Rotherhithe, um Lesen und Schreiben zu lernen. Seine Anstrengung war seiner unbegränzten Wißbegierde gleich, und er betrug sich hier so anständig, und auf eine so einnehmende Art, daß er sich nicht nur die Hochachtung seines Lehrmeisters, sondern auch die Liebe aller seiner Mitschüler erwarb. Wenn er in seinen Erholungsstunden wieder nach Hause kam, so belustigte er die ganze Familie durch seine Lebhaftigkeit, indem er jede Sonderbarkeit bemerkte, die ihm bei einem oder dem andern seiner Schulkameraden aufgefallen war, und sie auf eine äußerst launige Art nachmachte; bisweilen setzte er hinzu, sobald er nach Pelew zurück käme, wolle er gleich eine Schnle errichten, und sich nicht wenig darauf zu gute thun, wenn er dort die erwachsenen Leute das A. B. C. lehren konnte.

Nichts entging dem Beobachtungsgeiste dieses Jünglings, der nach Kenntnissen dürstete, und seinen Unterricht mit dem wärm=

sten Danke aufnahm. Wenn er eine ihm noch neue Wirkung bemerkte, so forschte er aufs sorgfältigste der Ursache nach. Ein junges Frauenzimmer, mit der er eines Tages in Gesellschaft war, setzte sich an einen Flügel, um zu sehen, was die Musik auf ihn für Wirkung machen würde. Er schien nicht wenig erstaunt, daß das Instrument so viel Klang von sich gäbe. Man hatte es eröffnet, damit er den innern Bau sehen konnte; er legte sich mit vieler Neugier darauf, bemerkte die Bewegung der Tangenten und Beugung der Saiten, und zeigte weit mehr Neugierde, die Mittel zu entdecken, durch welche die Töne hervorgebracht würden, als auf die Musik selbst zu achten. Man ersuchte ihn, ein Pelewanisches Lied zu singen, und er ließ sich nicht, wie die Sänger sonst zu thun pflegen, zehnmal bitten, sondern fing sogleich an. Indessen hatte er einer gewaltigen Anstrengung vonnöthen; seine Brust arbeitete, sein ganzes Gesicht verwandelte sich, und seine Töne waren so rauh und mißklingend, das es kaum auszuhalten war. Doch, nachdem er einige Zeit in England gewesen, lernte er mit leichter Mühe ein,

zwei bis drei Englische Gesänge, und seine Stimme war nicht unmusikalisch.

Er war ungemein mitleidig und wohlthätig, und bewieß bei vielen Gelegenheiten, daß er diesen Geist des Wohlwollens und der Menschenliebe von Pelew mitgebracht, wovon unsere Landsleute dort so große Proben erhalten hatten. Doch waren seine Wohlthaten allezeit von Verstand und Klugheit begleitet. Wenn ihn junge Bettler ansprachen, verwies er es ihnen, so viel sein bischen Englisch zureichen wollte. Alte Leute aber wies er nie zurück. — „Muß sagte er, armen, alten Mann geben — Alt Mann nicht mehr arbeiten kann."

Li = Bu gieng sehr gern in die Kirche, und ob er gleich nicht die Worte der Gebetsformeln verstund, so begriff er doch die Absicht derselbigen sehr gut, und bezeigte allezeit die größte Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Als einstens Kapitain Wilson zu ihm sagte: die Menschen würden durch das Beten besser, so daß, wenn sie stürben und begraben würden, sie wieder dort oben — hier wieß er nach dem Himmel — auflebten, antwortete Li = Bu mit vieler Ernsthaftigkeit: „Alles so zu Pelew — böse Menschen in der Erde bleiben —

ben — gute Menschen in Himmel gehen — sehr schön werden.“ — Hier hielt er seine Hände empor, und gab dabei seinen Fingern eine flatternde Bewegung — gleich als wollte er dadurch den Glauben seiner Landsleute von dem Leben der Seele nach der Auflösung des Körpers anzeigen.

Auch fing nunmehr dieser wißbegierige und unermüdete Jüngling an, starke Fortschritte in der Erlernung der Englischen Sprache zu machen, und war bereits mit der Feder so geschickt, daß er eine sehr schöne Hand würde geschrieben haben, wenn ihn, leider! nicht eben jene Krankheit ergriffen hätte, zu deren Verhütung man so viele Vorsicht gebraucht hatte. Schon den 16. Dezember befand er sich sehr übel, und nach ein paar Tagen erschien der Ausbruch schon überall an seinem ganzen Körper.

In diesem traurigen Zustand aber war der arme Jüngling selbst der tröstlichen Gegenwart seines liebsten und beßten Freundes, Herrn Wilsons beraubt. Dieser hatte selbst noch nicht die Blattern gehabt, und wagte sich, auf das dringende Bitten seiner Familie, nicht in Li - Bus Zimmer, ging aber nicht aus dem Hause. — So sehr inzwi-

schen auch dem leidenden Prinzen die Entfernung des Kapitains schmerzhaft war, so suchte er sich doch so viel als möglich zu beruhigen, sobald man ihn von den Ursachen und der Nothwendigkeit derselben unterrichtete; er fragte aber unermüdet, wie er sich befinde, und war voller Aengstlichkeit, daß er nicht möchte angesteckt werden, so lang er seine Wohnung nicht verließ.

Den Donnerstag vor seinem Ende, als er in seinem Zimmer umher ging, sah er sich im Spiegel, und als er sein Gesicht sehr verschwollen und verstellt fand, schüttelte er den Kopf, kehrte seine Augen weg, als ob ihm vor seinem Anblicke selbst eckelte, und sagte: sein Vater und Mutter wären sehr betrübt, wenn sie wüßten, daß er krank sey. — Dieß wiederholte er mehrmalen. Gegen Abend befand er sich schlechter, und fieng an die Gefahr zu fühlen. Er griff die Hand eines Freundes von Wilson, sah ihn mit unverwandten Augen an, und sagte sehr ernsthaft zu ihm: „Mein guter Freund! Wenn du nach Pelew kömmst, so sage dem Abba-Thulle, Li-Bu hat viel zu trinken eingenommen, damit die Blattern weggiengen, aber ist gestorben. Der Kapitain und

die Mutter (Madam Wilson) waren sehr gütig — alle Engländer sehr gute Menschen — es thut ihm sehr leid, daß er dem Könige nichts von allen den herrlichen Sachen erzählen kann, die die Engländer besitzen.“ —

Sein treuer Bediente, Ton Rose, stund unten am Bette, hörte diese letzten Verfügungen, und zerfloß bei diesem traurigen Auftritte fast in Thränen; der sterbende Jüngling verwieß ihm se e Schwachheit, und sagte: „Warum weinst du so sehr, daß Li-Bu stirbt?“ —

Die Blattern, die bereits acht bis neun Tage heraus waren, wollten sich nicht heben; er fühlte also die Abnahme seiner Kräfte und sagte: er würde sterben. In der That war sein letzter Auftritt sehr schmerzhaft; seine Seele aber blieb immer vollkommen heiter und ruhig bis ans Ende. Sein fester Körper hatte einen langen und beschwerlichen Kampf mit dem Gifte der Krankheit auszuhalten, bis endlich die Natur unterlag.

Li-Bu starb den 27. December 1784 in einem Alter von zwanzig Jahren, und wurde unter der Begleitung des Kapitains

Wilson und seines Bruders auf dem Kirchhofe zu Rotherhithe beerdiget. Die liebevolle Achtung, die Alle, die ihn kannten, für ihn hatten, war so groß, daß nicht nur alle jungen Leute von dem Erziehungsinstitute, sondern auch das ganze Kirchspiel sich versammelt zu haben schien, seinen erblaßten Gebeinen die letzte Ehre zu erweisen. —

General Kray.

Er wurde um das Jahr 1735 in der königl. hungarischen Freistadt Kaißmark, im Zipserkomitat geboren. Sein Vater war Jakob Edler von Kray, der sich als kais. königl. Hauptmann in den damaligen Kriegen rühmlich auszeichnete. In dem Militairstande aufgewachsen und für denselben von seinem tapfern Erzeuger ausgebildet, ging ihm die Morgenröthe seines Ruhms in dem siebenjährigen Preußen-Kriege auf. Schon in den Schlachten bei Breslau, Leuthen und Landshut kämpfte er mit einer ungewöhnlichen Tapferkeit. Unerschrocken und mit einer außerordentlichen Verwendung wohnte er den Belagerungen von Glaz, Schweidnitz und Ollmütz bei. Mehrere in

jenen blutigen Feldzügen erhaltene gefährliche Wunden waren redende Zeugen seines Heldenmuthes. Er wurde belohnt und avancirte stufenweise bis zum Oberstwachtmeister.

Der unvergeßliche Kaiser, Joseph der Zweite, dessen Scharfblick Kray's große Talente nicht verborgen blieben, öffnete ihm ein neues Feld zu Verdiensten. Er trug ihm im Jahr 1784 die Bezähmung der damals in Aufruhr gestandenen siebenbürgisch-wallachischen Bauern auf. „Des guten Erfolges schon zum Voraus gewiß" sagte Joseph der Zweite, „mache ich Sie, lieber Kray! vor Ihrer Abreise zum Oberstlieutenant." — Er ging, und sah, und siegte. Die Anführer Hora, Gloska und Krizsan wurden gefangen und die Rebellenhorden zerstreut. Zur Belohnung beförderte ihn der Kaiser auf der Stelle zum Obersten. Schon damals schwebte der Name Kray auf jedermanns Zunge! —

Als der Krieg mit der Ottomanischen Pforte ausbrach, drang Kray mit seinen untergeordneten Truppen in die türkische Wallachei ein. Er ging dem Feinde mit einer solchen Entschlossenheit zu Leibe, daß er nicht nur gänzlich geworfen, sondern auch

das ganze feindliche Lager erstürmt und der zur Hülfe herbei geeilte Kara Mustapha Pascha in die Flucht geschlagen wurde.

Als die Türken darauf mit fürchterlicher Uebermacht Siebenbürgen bedrohten, kam ihnen Kray, der Taktiker, mit einem kleinen Korps entgegen, und setzte dem reissenden Strom einen Damm. Der belohnende Monarch ernannte ihn hierauf zum Generalmajor. — Auch die Festung Orsova ward seinem Heldenmuthe zugeschrieben. Denn mit einer schrecklichen Wetterflamme griff er den vor Krajova gelegenen Feind an, vernichtete ihn, und bahnte den siegreichen Weg nach Orsova. Joseph belohnte den Helden mit dem militärischen Theresienorden, und erhob ihn in den Freiherrnstand, mit dem Ehrenwort Kray von Krajova.

So wie sein Ruhm im Ottomanen-Krieg sich erhob, stieg er im Kampfe mit den Neufranken immer höher. Die Geschichte der erstern Feldzüge desselben liefert zwar nur etwas weniges von ihm; allein wer weiß es nicht, daß ein untergeordneter General nicht immer kann, wie er will. Er machte alle Feldzüge am Rheine mit, und hatte im Jahr 1796 ein Kommando am Un-

terrheine, wo er dem französischen Obergeneral Hoche mit einem ganz geringen Truppen-Korps das bekannte Treffen in der Ebene von Neuwied lieferte, nachdem die französische Armee bereits über den Rhein gesetzt hatte.

Als im März 1799 der Krieg wieder anfing, kommandirte er in Italien, bis zur Ankunft des zum Oberbefehlshaber ernannten Feldzeugmeisters von Melas, die ganze kaiserliche Armee als Interims-Chef, welches ihm die Gelegenheit verschafte, besonders bei Legnago und Verona, den großen Feldherrn zu zeigen und seine Feinde zu beschämen.

Der französische Obergeneral Scherer drang nämlich am Ende des März mit einer Macht von 60,000 Mann, in mehrern Kolonnen gegen die Oesterreichische Armeen unter dem Feldmarschall - Lieutenant Baron von Kray vor, der am 25. Mai seine Truppen in ein Lager bei Bevilaqua zusammengezogen, und sich nach Legnago begeben hatte.

Scherer selbst rückte mit Tages Anbruch am 26. März mit einem starken Korps gegen Verona an, wo der General Keim

stand, indeß zwei andere Kolonnen vom Garda = See, und auf Legnago anzogen. Aber die unüberwindliche Tapferkeit der Oesterreicher schlug die vom General Scherer angeführten, ungestüm auf Verona andringenden Französischen Heersschaaren allenthalben zurück. Die Schlacht dauerte von 4 Uhr Morgens bis gegen 9 Uhr des Abends mit einer in der Geschichte seltenen mörderischen Wuth fort, da endlich die Heldenthaten der Oesterreichischen Kavallerie die Niederlage der Franzosen entschieden.

Scherer unternahm zwar am folgenden Tage, den 27. einen zweiten Angriff auf Verona, und das Gefecht begann mit gleicher Hartnäckigkeit. Allein auch dießmal mußten die Franzosen, nachdem sie vier Kanonen verlohren hatten, zurückweichen. Ja sie waren so geschwächt, daß der General Victor einen dreitägigen Waffenstillstand vorschlug, und daß sie sich, als dieser verweigert wurde, in zwei Kolonnen über St. Lucia nach Brescia zurückzogen.

Einen eben so ungünstigen Erfolg hatten die Operationen der zweiten Kolonne der Französischen Armee, welche sich gegen den General Kray wandte, der mit nicht mehr

als 9000 Mann bei der ohngefähr 12 Stunden von Mantua entfernten kaiserlichen Grenzfestung Legnago stand. Er schlug in einem dritten Gefechte am 26., nachdem er die Truppen aus dem Lager bei Bevilaqua an sich gezogen hatte, die bis unter die Kanonen der Festung anstürmenden Franzosen zurück, deren weitern Verfolgung nur die einbrechende Nacht ein Ende machte. Die Früchte des für die Oesterreicher glorreichen Tags war fünfzehn eroberte Kanonen, und mehr als 900 Gefangene, die die Franzosen außer 1500 Todten verlohren, welche nebst einem Generale auf dem Kampfplatze blieben.

Neue Siege der Oesterreicher vereitelten weitere Unternehmungen. Der französische Obergeneral Scherer hatte nach den erlittenen Unfällen, seine ganze Hauptmacht zu einem neuen Angriffe auf die österreichische Stellung zu Verona gesammelt, wo bereits der General Kray von Legnago eingetroffen war. — Die Franzosen setzten, unter dem Kanonendonner vom jenseitigen Ufer, am 30. März mit wilder Heftigkeit über die Etsch, um die österreichische Armee hinter Verona zu überflügeln, und näherten sich bereits

der Festung auf eine halbe Stunde. Ihre gefährlichen Absichten scheiterten an dem Muthe der kaiserlichen Truppen, die sie, als der General Fröhlich mit einer Division von 10,000 Mann in drei Kolonnen auf einem Umwege von drei Stunden ankam, nach einem hartnäckigen Treffen in die Flucht schlugen, und so schnell über die Etsch zurückwarfen, daß diese in dem Schrecken der Verfolgung selbst ihre Brücken zerstörten. Hierdurch schnitten sie ihre eigene aus 1300 Mann bestehende Arrieregarde von sich ab, von der 800 Mann gefangen wurden, und die übrigen sich in die Tyroler Gebirge flüchteten.

Erbittert durch so vielfältige Verluste, griff die französische Kriegsmacht in drei Divisionen nochmals mit verdoppeltem Sturme, mit der Wuth der Verzweiflung die österreichischen Positionen an der Etsch an. Sie ging auf einer Schiffbrücke über diesen Fluß, und stürzte auf die Oesterreicher, die sie von den Anhöhen bis nach Migliara zurücktrieben. Scherer ließ immer frische Truppen anrücken, und es entstand eine Schlacht, der nächst der Tapferkeit der österreichischen Krieger das Genie ihres Befehlshabers, des

Generals Kray, den glänzendsten Ausgang gab. Er ließ die Infanterie gegen Verona, nach St. Ambrogio und Pescantina zurückziehen; eine Kriegslist, die die mit neuer Kühnheit belebten Franzosen wieder vorzurücken bewog. In diesem Augenblick umging ein Kavallerie-Korps nebst mehrern Pontonnieren ihre Schiffsbrücke, die nach der Zerstreuung und Niedermachung ihrer Bedeckung, vernichtet wurde. Dieß Manövre, das nur das Vertrauen auf den Muth der Oesterreicher ausführbar machte, entschied das Treffen und das Schicksal des eröffneten Feldzugs: 2000 Mann der abgeschnittenen Kolonne wurden getödtet oder verwundet, und 6000 mußten sich mit eilf Kanonen zu Kriegsgefangenen ergeben. Selbst der feindliche Obergeneral Scherer erwähnt mit Lob dieses Manövres in seiner gedruckten Vertheidigungsschrift.

Am 5. April gewann Kray die grosse Schlacht von Magnano, von der er damals in seinem Amtsberichte selbst mit Bescheidenheit sagte, daß ihm dieses hartnäckige Treffen öfters verloren geschienen habe. Die Folgen dieser Schlacht entsprachen den heroischen Anstrengungen, und der Grösse des

von den Oesterreichern errungenen Siegs, wodurch eine neue Periode für das Schicksal Italiens begann. — Die französische Armee floh in einer so seltsamen Unordnung, daß die zügellosen Soldaten nicht nur alle Oerter, wo sie durchzogen, sondern sogar auch die Bagage ihrer eigenen Offiziere und Generale plünderten. Der französische General Scherer flüchtete sich selbst mit dem größten Theile seiner Armee über St. Georgio nach Mantua, ein anderer Theil eilte über Roverbello nach Goito, und zog über den Mincio. Das militärische Genie, und die rastlose Thätigkeit des Generals Kray, ließ dem Feinde keine Zeit, sich in dieser wichtigen Position zu setzen, und den Uebergang über jenen Fluß zu vertheidigen. Er verfolgte sogleich mit seinen unermüdlichen Kriegern die muthlosen französischen Truppen, die, anstatt sich in die ihnen von den Oesterreichern angebotene Schlacht einzulassen, allenthalben zurückwichen, und die bisher noch besetzten Oerter Goito und Molinella räumten. Scherer rettete sich nach einigen kleinen Scharmützeln bei Marcaria auf das rechte Ufer des Oglio, hinter welchem Flusse er vorerst bei Bozzolo seine Stellung nahm.

Suworow, welcher inzwischen am 16. April in dem Hauptquartiere der österreichischen Armee eintraf, und jetzt das Oberkommando der vereinigten Oesterreichisch-Rußischen Truppen übernahm, hatte sich den Ruhm vorbehalten, Mantuas Eroberer zu werden; er besann sich aber eines andern, und wählte zur Geisel der Franzosen, unsern Kray. Binnen drei Monaten war das große Werk vollendet, und der Schlüssel Italiens in österreichischen Händen. Mantua — diese durch Natur und Kunst fast uneinnehmbare, stark vertheidigte Festung vermochte nicht der Kriegskunst der unter Krays Oberbefehl unüberwindlichen österreichischen Artillerie zu widerstehen. Der Sieger von Verona und Magnano umgab sein Lorberumkränztes Haupt mit einer unsterblichen Glorie: er hatte den ersten Grundstein zu der wiederhergestellten Staatenordnung Italiens gelegt, und ihm war es vorbehalten, das so ruhmvoll begonnene Gebäude zu vollenden. Eilf Monate lang hatte sie allen Anstrengungen Bonapartes widerstanden, bis sie endlich, nicht durch die Waffen, sondern durch den Hunger, nach langer Einschliessung überwältigt, von dem Feldmarschalle,

Grafen von Wurmser den Franzosen überliefert wurde. Sie war gerade drittehalb Jahr — seit dem 2. Februar 1797 — in ihrem Besitze gewesen, als sie wieder unter den kaiserlichen Scepter kam. Es ist noch in zu frischem Andenken, daß Kray zur Belohnung ein ungarisches Regiment erhielt. —

Kaum war diese Hauptfestung bezwungen, so ward Kray, mit seinem Korps in Eilmärschen nach Novi befehligt, wo der Feind seine ganze Macht zusammengezogen hatte. Er kam mit den Seinigen am 14. August an, und schon am folgenden Tage mit dem grauenden Morgen mußte er den Kampf eröffnen, indem er den Franzosen in die linke Flanke fallen sollte. Es war eine der fürchterlichsten Schlachten, die die Geschichte darstellt — sie glich dem Bilde des jüngsten Tages. Nach zwei fruchtlosen Angriffen gelang es ihm endlich, den Feind zu werfen, und den Kranz des Sieges einem geprüften französischen Feldherrn zu entwinden, nachdem der feurige Joubert durch die rächenden Streiche der Kaiserheere gefallen war. — Der Verfolg seiner Heldenthaten lebt noch in dem Gedächtniß jedes ächten Patrioten.

Im Februar 1800 wurde endlich der Feldzeugmeister, Freiherr von Kray nach Wien berufen, wo ihm das Oberkommando der Armee in Deutschland von dem Kaiser übertragen wurde, welches er auch darauf am 17. März zu Donaueschingen übernahm, nachdem der Erzherzog Karl wegen zerrütteten Gesundheitsumständen enthoben zu werden wünschte.

Uebrigens ist Kray, obwohl gegenwärtig schon einige sechzig Jahre alt, doch sehr gesund, thätig und lebhaft; Geistesgegenwart und kühne Entschlossenheit verlassen ihn nie. — Der irländische Bischof, Lord Bristol, will ihm ein von prächtigem Marmor verfertigtes Monument in Mailand setzen lassen. —

Daun.

Daun.

Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von Daun, einer der verdienstvollsten Oesterreichischen Generale, wurde im Jahr 1705 gebohren. Schon sein Großvater und Vatersbruder, hatten dem kaiserlichen Hofe als Generalfeldmarschälle gedient; noch mehr Ruhm erwarb sich sein Vater, Ulrich Philipp Lorenz Graf von Daun, dessen glänzendste Periode in den Spanischen Erbfolgekrieg fällt. —

Allein Leopold Joseph verdunkelte den Glanz aller seiner Vorfahren. Er erwarb sich seine ersten Lorbeern in dem Türkenkriege vom Jahr 1737 bis 1739 als General-Major, und wurde im Oesterreichischen Erbfolgekrieg noch berühmter, da er zur Bela-

gerung Prags, Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein sehr viel beitrug. Zwei Umstände gründeten nunmehr sein Glück, nemlich die ausnehmende Klugheit, die er bei einem Zuge über den Rhein und bei dem Rückzuge über eben diesen Fluß gezeigt hatte; und eine Heirath mit der Gräfin von Fux, der Favoritin der Kaiserin Marie Theresie. Er erlangte daher die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und endlich im Jahr 1757 den Posten eines Generalfeldmarschalls.

Als solcher zog er dem König von Preußen, welcher schon Prag belagerte, bis nach Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht den 18. Junius 1757, wodurch die Belagerung aufgehoben werden mußte, und Böhmen sowohl als die ganzen Oesterreichischen Staaten gerettet wurden. Das Glück begünstigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er mit aller möglichen Klugheit und Vorsicht handelte; so konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehreren Orten empfindliche Niederlagen erlitt.

Außer der Schlacht bei Collin ist besonders der Ueberfall Friedrichs II. bei Hoch-

kirchen im Jahr 1758 merkwürdig, und er würde hier das ganze Preußische Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit einer Kolonne zu spät gekommen wäre. Auch bei Torgau, am 3. November 1760, würde er einen herrlichen Sieg erfochten haben, wenn nicht durch seine Verwundung und Ziethens Entschlossenheit das Glück auf Preußische Seite sich gewendet hätte.

Nicht geringere Verdienste erwarb er sich im Jahr 1759, da er am 21. November 10,000 Preußen gefangen nahm, die unter dem Kommando des Generals Fink bei Maxen gelagert waren. — Ueberhaupt geben ihm selbst seine heftigsten Feinde das Lob eines des größten Feldherrn neuerer Zeit; und sogar Friedrich der Einzige fürchtete ihn als seinen gefährlichsten Gegner. Er wußte nicht nur musterhafte Plane zu erfinden, sondern sie auch eben so musterhaft auszuführen.

Das, was man an diesem General fast allgemein tadelt, nemlich seine Langsamkeit und sein Zaudern, gereicht ihm vielmehr zum Ruhm; denn dadurch rettete er mehr als ein Mahl — gleich dem Fabius Cunctator der Römer, mit dem man ihn immer ver-

Staatliche Bibliothek Bamberg

gleicht — sein Vaterland aus den dringendsten Gefahren. Und wenn er auch bisweilen besser verstand, Siege zu erkämpfen, als erkämpfte zu benutzen, wenn er auch manchmal den fliehenden Feind nicht rasch genug verfolgte; so that er ihm doch in Dingen, die mancher General für Kleinigkeiten ansieht, außerordentlichen Abbruch, und raubte ihm, so viel er konnte, die Hülfsmittel zur Subsistenz der Armee. Mit einem Worte: daß Oesterreich in diesem verderblichen Kriege der Feldherrnskunst Friedrich des Zweiten nicht unterlag, das verdankt es vorzüglich diesem großen Helden. — Er starb im Jahr 1766, im ein und sechzigsten Jahre seines Ruhmvollen Lebens.

Pazman Ohlu.

Osman, Großvater von Pazman Ohlu, war in Philippopoli, Adrianopel und Widdin, Gewölbhüter, oder Nachtwächter, wie man in den türkischen großen Städten, um die Gewölber zu hüten, zu halten pflegt. — Er war arm, aber durch seine Rechtschaffenheit erwarb er sich die Zuneigung seiner Vorgesetzten.

Im Jahr 1753, als der rußische Krieg ausbrach, nahm er Dienste und that sich vorzüglich in einer Attaque in der Kraina so hervor, daß der damalige Großvezier ihn zur einem Serdengets Hi-Agatzi — Edelmann und Grundherr — erhob. Er machte jenen

Krieg ganz mit; zum Zeichen seiner Gnade schenkte ihm der Sultan die Herrschaft Parabin in der Moldau, nebst dazu gehörigen Ortschaften.

Auf seinem Gute suchte er vorzüglich die Zuneigung seiner Untergebenen zu erlangen; er wohnte zu Widdin, und erzeugte dort einen Sohn Omar Aga, den er auf türkische Art gut unterrichten und erziehen ließ. — Auch dieser stand, wie sein Großvater in der Gnade des Großherrn, und wurde von ihm zu einem Bassi Aga, das heißt Oberhaupt von mehrern grundherrschaftlichen Bezirken, erhoben. Dieser hatte zwei Söhne, der eine hieß Osman, und ist unter dem Namen von Pazman Ohlu berühmt worden; der andere, Ibrahim Beg, treibt jetzt in Konstantinopel Handelsgeschäfte, wozu er von Jugend auf erzogen wurde.

Osman, oder Pazman Ohlu, d. i. Sohn des Nachtwächters, dem sein Vater im politischen, ökonomischen und militärischen Fache verschiedene Kenntnisse beibringen ließ, wohnte in Widdin. Im Jahr 1785 gerieth er mit seinem Vater, der auf seinen Gütern lebte, in Streit. Beide hoben gegen einander in ihren Besitzungen Mannschaften

aus, und der Sohn führte gegen die Mannschaft seines Vaters häufige Angriffe glücklich aus. Die vornehmsten Einwohner von Widdin legten sich ins Mittel, und im Jahr 1788 mußte sich der Vater die Demüthigung, um Frieden zu bitten, gefallen lassen. Kaum war die Einigkeit unter ihnen hergestellt, als sie beide ihre Mannschaften in Widdin vereinigten, und seitdem diese Stadt ganz eigenmächtig behandelten, und alle aus der Gegend theils mit Gewalt zu vertreiben, theils durch listige Unternehmungen zu verscheuchen suchten, welche noch etwa vermögend gewesen wären, ihnen die Spitze zu bieten.

Im Jahr 1788 wurde gegen diese Usurpatoren der Seraskier Melek Mehmed Bassa mit 12,000 Mann beordert, und ihm die Würde eines Bassa in Widdin versprochen, wenn er sie daraus vertriebe. Drei Monate dauerten die Gefechte, in welchen auf beiden Seiten nicht wenig Mannschaft fiel; wie aber Vater und Sohn sahen, daß sie sich gegen eine Armee nicht behaupten könnten, nahmen sie mit 600 der Ihren zum Fürsten Mavrojeny in die Wallachey ihre Zuflucht. Dieser nahm sie auf, machte sie zu Bir Bas-

sas — Anführer von 1000 Mann — und setzte den Vater, Omar, nach Csernetz, Pazman Ohlu aber nach Gyurgyevo.

Omar Aga konnte sich bei Anrückung der Kaiserlichen in Csernetz nicht halten, sondern mußte über die Donau flüchten, welche Flucht er nur mit 17 Mann bis Kulla, 6 Stunden von Widdin, fortsetzte. Kaum wurde seine Anwesenheit dem Widdiner Bassa bekannt, so schickte derselbe sogleich 1000 Mann unter Jemin Bey, um ihn aufzuheben. Omar Aga zog sich in ein benachbartes altes Schloß zurück, wo er sich mit 17 Mann drei volle Tage vertheidigte, sieben Wunden erhielt, und einen Mann verlohr. Den vierten Tag ließ der Bey Sturm laufen, eroberte das Kastell, ließ die 16 Gemeinen zusammenhauen, und nahm Omar Aga, sammt seinem Sekretair Mula Ibrahim, gefangen. Wie sich der Bey Widdin näherte, rottete sich das Volk zusammen, und bedrohte den Bassa mit Aufruhr, wenn er die Gefangenen nicht los liesse. Der Bassa aber, um allen üblen Folgen vorzubeugen, schickte dem Bey einen Eilboten entgegen, mit dem Befehl, beiden Gefangenen ins Geheim die Köpfe abzuschlagen, welches

auch geschah. Man streute dabei aus, Omar Aga hätte sich durch die Flucht gerettet, und besänftigte hierdurch das aufrührerische Volk.

Der Tod seines Vaters wurde Pazman Ohlu bekannt; er sann auf Rache, sammelte Truppen, brachte 2000 Mann zusammen, ging im Jahr 1789 über die Donau, setzte sich in Banya Luka zwischen Widdin und Nissa fest, lebte im Einverständniß mit seinen Widdiner Freunden, und suchte bei allen Gelegenheiten, seine Truppen zu verstärken. Vorzüglich verbanden sich viele Widdiner mit ihm, die seine Mannschaft nach und nach auf 5000 vermehrten; viele, die in der Stadt blieben, und mit dem damaligen Bassa unzufrieden waren, versprachen bei seiner Ankunft die Thore zu öffnen. Hierauf überrumpelte er in der Nacht mit seiner Mannschaft Widdin, und bemächtigte sich sogar der Festungswerke, durch Hülfe der Einwohner, ohne einen Flintenschuß zu thun. Er foderte nun den Bassa zur Rechenschaft; da aber dieser wegen seines Verfahrens gegen Omar Aga einen kaiserlichen Firman vorzeigte, so schenkte ihm Pazman das Leben, zwang ihn jedoch dabei, seine

aus 1000 Mann bestehende Mannschaft zu entlassen, und nur seinen Hofstaat zu behalten.

So erlangte er die Herrschaft über Widdin, wo er die Führung aller Geschäfte einem gewissen Bekir=Aga, einem 60 jährigen Greis, der ein naher Anverwandter von ihm war, übertrug; er selbst begab sich mit seinen Truppen zu dem damals in Vetislam stehenden Großvessier, Jsuf Bassa, der ihn mit einer besondern Freundschaft aufnahm, und noch 6000 Mann unter seine Befehle gab, mit denen er über die Morava setzen, und die Belagerung von Belgrad verhindern sollte.

Bei der Morava traf er auf ein kaiserliches Frei=Korps, das ihn nach einer Niederlage, in welcher er 3000 Mann verlohr, mit 500 Mann zu entfliehen zwang. Hierauf hielt er sich noch zwei Monate beim Großvessier auf, und begab sich dann nach Widdin zurück, wo er bis zum Jahr 1792 in Ruhe und Einsamkeit lebte, ohne sich weder in politische noch ökonomische Geschäfte zu mischen. Endlich forderte er von Bekir=Aga, der indessen unsägliche Reichthümer zusammengescharrt hatte, über die

bisherige Verwaltung Rechnung; als sich dieser weigerte, ließ ihn Pazman Ohlu zusammenhauen, und bemächtigte sich seines grossen Vermögens.

Unterdessen wurde ein neuer Bassa nach Widdin geschickt, mit Namen Alchio Bassa. Dieser machte die Pforte mit der Macht Pazman Ohlus bekannt, wie auch mit der Unterstützung, die ihm durch die Anhänglichkeit der Widdiner zu Theil werden könnte, und bat um eine Verstärkung von 12,000 Mann, um diesen gefährlichen Menschen aus dem Wege zu räumen. Hierauf erfolgte ein Firman, den Kopf von Pazman Ohlu nach Konstantinopel zu schicken, was aber der Bassa ohne Unterstützung an Truppen nicht ausführen konnte.

Pazman Ohlu bekam von dem Firman Nachricht, raffte alle seine Kräfte zusammen, und griff mit 2000 Getreuen den Bassa, der 3000 Mann hatte, an, schlug ihn mitten in der Festung, zwang ihn, sich zu ergeben, und alle seine Truppen, bis auf 300 Mann Leibwache, zu entlassen, und zu versprechen, ihm bei der Pforte Gnade auszuwirken.

Eine Zeitlang lebten nun der Bassa und Pazman Ohlu im scheinbaren guten Vernehmen mit einander. Als aber im May 1792 Pazman Ohlu einst mit 60 der Seinigen auf das Land gieng, um die Pferde, nach der Landessitte, auf die Weide zu lassen, so eilte ihm der Bassa mit ohngefähr 400 Mann Soldaten und Hausgesinde nach, und erreichte ihn bei dem Dorfe Lactsar, drei Stunden von Widdin. Es entstand ein blutiges Treffen; Pazman Ohlu wurde mit 30 der Seinigen in einem Hause umzingelt, entkam aber verkleidet mit einigen der Seinigen. Der Bassa holte ihn nochmals ein, wurde aber, da Pazman wieder Mannschaft gesammelt hatte, nach einem dreistündigen Gefechte, mit Verlust von etwa 200 Mann und selbst verwundet, zurückgeschlagen.

Pazman Ohlu zog sich nach Sewerlik Banya, hielt sich dort in der Stille gegen 15 Tage auf, beobachtete die Gesinnungen der Einwohner von Widdin, und der umliegenden Gegend, und sammelte, da er überall grosse Anhänglichkeit fand, ungefähr 3000 Mann. Im Juni 1792 überrumpelte er Widdin, mit dessen Einwohnern er die

alten Verständnisse unterhalten hatte, zum zweitenmale, und jagte noch in derselben Nacht den Bassa sammt allen seinen Anhängern aus der Stadt, worauf er Stadt und Festung mit geringer Mannschaft besetzte.

Die Pforte schickte jezt Pekmesekts Bassa mit dem Auftrag, Pazman Ohlu eine Aussöhnung anzubieten, nach Widdin. Dieser Abgeordnete blieb unthätig, und mit äusserst beschränkter Autorität, in Widdin. Nun erfolgte der Beschluß des türkischen Kaisers, durch welchen die Janitscharen sowohl als die Spahis abgeschaft, und aus einem Theile von ihnen nach Art der übrigen Europäischen Mächte, regulaire Militzen errichtet werden sollten. Hierüber gab es im Divan selbst Spaltungen. Unter die Gegenpartheі gehörte auch der Groß-Mufti, welcher insgeheim unter dem Volke aussprengen ließ, diese Neuerung liefe gegen die Lehren des grossen Propheten, und die Moslemims wären nicht nur nicht verbunden, dazu mitzuwirken, sondern sogar gehalten, sich mit aller Macht dagegen zu setzen.

Inzwischen wurden die Janitscharen, welche sich als Besatzung in einigen Festungen gegen die Russen und Oesterreicher

schlecht gehalten, nichts desto weniger mit Verlust aller ihrer Habseligkeiten aus ihren Wohnungen vertrieben, und statt ihrer die Bergbewohner, (Kertschaliks) welche sich zur Ausführung des kaiserlichen Befehls erboten hatten, aufgenommen. Pazman Ohlu benutzte diese Gelegenheit, warf sich zum Vertheidiger der Janitscharen und Spahis auf, und bekam überall mächtigen Anhang. Selbst die Opposition im Divan hielt es mit ihm; die Janitscharen und alle Mißvergnügte im ganzen Reich sahen ihn als ihren Schutzengel an.

Im Jahre 1794 wurde von der Pforte nochmals ein Deputirter, Namens Hassi Mufti Bassa, nach Widdin geschickt, um mit Pazman Ohlu einen Vergleich zu versuchen. Er sprach von der Gnade der Pforte, und zog ohne alle Bedeckung in Widdin ein: der Versuch aber zum Vergleich mißlang, und im Jahr 1795 hatte Pazman Ohlu seine Macht schon sehr ausgedehnt. Er schickte noch im Frühjahre zu Wasser und zu Lande ein Detaschement von etwa 1000 Mann, um Nikopolis zn überrumpeln. Die Unternehmung mißlang aber; und erst nach einer Belagerung von 20 Tagen mußte

sich die Stadt dennoch ergeben. Pazman Ohlu setzte einen seiner ersten Anhänger, der ganz von seinen Befehlen abhing, als Orts-Vorsteher in Nikopolis ein. Er schickte im Dezember des nämlichen Jahrs die alten Janitscharen gegen Belgrad. Nachdem auf beiden Seiten viele Mannschaft gefallen war, eroberten die Janitscharen die Stadt und die alte Festung, wurden aber im Juli des folgenden Jahrs, nachdem der damalige Bassa von Belgrad, Hassan, lange vergebens alle seine Kräfte gegen sie aufgeboten hatte, von den Serviern und Kertschaliks unter blutigen Kämpfen wieder aus Belgrad vertrieben.

Nun erging der Befehl des Kaisers an Rumeli Wallesi, damaligen ersten Beamten nach dem Vessier, sammt dem Belgrader und noch vier andern Bassas, Pazman Ohlu mit grosser Macht anzugreifen. Im Jahr 1796 versammelte sich darauf eine Armee von 50,000 Mann, um Widdin; aber auch Pazman Ohlu hatte zu seiner Vertheidigung an die 30,000 Anhänger beisammen. Er war in der Stadt und Festung stark verschanzt, und mit Vorrath und Munition hinlänglich versehen. Nach mehrern vergeb-

lich gemachten Versuchen die Stadt zu erobern, bei welchen von den kaiserlich türkischen mehrere Tausende fielen, bot der Rumeli Wallesi abermal dem Pazman Ohlu einen Vergleich an, und versprach, ihm bei der Pforte gegen Erlegung von 500 Beuteln Gnade auszuwirken.

Die Pforte genehmigte diesen Antrag, und der Vergleich scheint wirklich zu Stande gekommen zu seyn. Nach dreimahliger Belagerung zogen endlich die Großherrlichen Truppen ab. Aber Pazman Ohlu benutzte dieses zu seiner Verstärkung und zur Befestigung der Stadt Widdin, und schickte im Jahr 1797 große Truppen = Abtheilungen gegen Nikopolis, Adrianopel, und Sophia auf der einen, und gegen Belgrad auf der andern Seite. Nikopolis und Adrianopel ergaben sich; bei Belgrad aber und Sophia erlitten seine Truppen nicht geringe Niederlagen, wobei die Kaiserl. Truppen mehrere hundert Gefangene machten, welche alle hingerichtet wurden. Hierauf wurde von der Pforte der Vessier selbst beauftragt, eine zahlreiche Armee zu sammeln, um Pazman Ohlu zu vernichten.

Er brachte im Jahr 1798 gegen 60,000 Mann zusammen, mit denen er Widdin belagerte. Aber Pazman Ohlu hatte sich in den besten Vertheidigungsstand gesetzt, hatte sich stark verschanzt, und die Verschanzungen mit Batterien, welche mit gutbedienter Artillerie versehen waren, gedeckt. Die türkisch-kaiserlichen Truppen lagerten sich um die Stadt, konnten ihr aber auf keine Weise beikommen. Pazman Ohlu machte häufige und glückliche Ausfälle, und bekam im Lager selbst nach und nach einen immer zahlreichern Anhang. Endlich da ihm die ganze Lage der Großherrlichen Armee verrathen worden war, machte er im Junius einen nächtlichen Ausfall, wobei 6000 Mann von den Großherrlichen Truppen fielen, und die ganze Armee in solcher Eile zerstreut wurde, daß selbst der Großvezier sein Gepäcke im Stiche lassen mußte, und selbst alles in Brand stecken ließ.

Hierauf wurde in der Allianz mit Rußland eine Hülfsarmee von 40,000 Mann gegen Pazman Ohlu nöthigenfalls ausbedungen, diesem aber nochmal der Antrag zu einem Vergleich gemacht. Die an der Moldauischen Grenze versammelten Russen ga-

ben den Anträgen einen starken Nachdruck. Der Vergleich kam zu Stande, wobei der Großherr die Janitscharen in ihre vorige Besitzungen einzusetzen, Pazman Ohlu in Widdin als Bassa zu lassen, und ihn zum Bassa von drei Roßschweifen zu machen versprechen mußte; es wurden beiderseits Geiseln gestellt.

Die nachmaligen Demonstrationen von Pazman Ohlu scheinen nur zur Beschleunigung der drei Roßschweife abgesehen gewesen, und durch Bezähmung einzelner Truppen von Räubern bemäntelt zu seyn. Jetzt hat er jene Würde, doch bleibt der letztere Vorwand noch immer. —

Sonst ist Pazman Ohlu ein leutseliger Mann, mitleidig, herablassend, liebt aber Gerechtigkeit, und bestraft auch geringe Verbrechen mit großer Strenge. Er hat für arme Wittwen und Waisen bereits mehrere Stiftungen gemacht, und an manchen Strassen für arme Reisende Wirtshäuser erbauen lassen, in welchen sie zwei Tage hindurch unentgeldlich mit allem Nöthigen ausgehalten werden müssen.

Desilles
patriotischer Tod in Nancy.

Der Aufruhr unter der Besatzung von Nancy gehört zu den unzähligen Gräueln, welche die gewaltsame französische Staatsveränderung veranlaßt hat. Es war im Plane der Revolutionärs, sich der gemeinen Soldaten zu versichern; theils, weil man sich im Voraus von dem Beitritte der meisten Offiziere nicht viel versprach; theils, weil man glaubte, Soldaten allenfalls auch ohne Offiziere brauchen zu können, da das Gegentheil unmöglich ist.

Die unsinnigen Ausschweifungen dreier zu Nancy in Garnison liegender Regimenter schienen den strengen Schritt zu rechtfertigen, den der Befehlshaber der Truppen in

Metz damals wagte, um die Subordination wieder herzustellen, ehe ihn die Dekrete der Nationalversammlung dazu berechtigten. Der Erfolg entsprach dem Ruhme, den Bouillé sich in Amerika erworben hatte; mit Aufopferung der bewaffneten Bürger von Metz, die das erste Feuer des Schweitzerregiments in Nancy empfingen, trug er einen vollkommenen Sieg davon, und gab ein großes Beispiel von der Ueberlegenheit der Disciplin über freche Ungebundenheit. In dem Augenblick aber, wo beide Heere ausser und innerhalb der Mauern von Nancy nur zu warten schienen, wer von beiden den ersten Schuß thun würde, opferte sich Desilles, ein Offizier im 105. Regimente, großmüthig auf, um alles Blutvergießen zu verhüten. Er legte sich über das Zündloch der Kanone, er stellte sich vor die Mündung, und wußte die Schweitzer vom Regimente Chateauvieux eine halbe Stunde lang vom Schießen abzuhalten. Endlich verloren diese zu Banditen umgeschaffenen Soldaten die Geduld. Von ihren Flintenschüssen getroffen, stürzte Desilles zu Boden, und nach einigen Wochen starb er mit dem Bewußtsein, ohne alle Rücksicht auf Partheien, lediglich dar-

nach getrachtet zu haben, daß Brůder und Landesleute einander nicht erwürgten. — Aus Enthusiasmus für gewisse Grundsätze, aus Partheigeist, aus Erbitterung, Haß oder irgend einer Leidenschaft, die zum Handeln antreibt, können viele Heldenthaten entspringen; aber diese Weihung zum Tode, die aus einem so sanften, reinen, unvermischten Gefühl von Brůder- und Vaterlandsliebe hervorgeht, diese Bürgertugend, die den Frieden der Brüder so theuer erkauft, ist eine seltenere und wenn gleich minder glänzende, dennoch der Bewunderung und des Theilnehmens würdige Erscheinung!

Marceau.

Dieser bekannte Französische Divisions-General wurde im Jahr 1769 gebohren, und war erst zwanzig Jahr alt, als in Frankreich die Revolution ausbrach. Die Geschichte der alten Republiken und besonders jene der Römer und Athenienser, gehörte zu den vorzüglichsten Gegenständen seines Studiums. Da er in der Folge mit diesen republikanischen Grundsätzen auch einen hohen Grad von Unerschrockenheit und militärische Kenntnisse verband, so ist es nicht zu verwundern, daß er so plötzlich zur Würde eines Generals erhoben wurde.

Marceau ging zur Armee, machte seinen ersten Feldzug in den Niederlanden,

und leistete, nach dem Beispiele des Lagers von Maulde, der neuen Republik den Eid der Treue.

Als der Krieg in der Vendee ausbrach, wurde Marceau mit dem Range eines Brigade-Generals wider die Insurgenten-Armee geschickt, welche damals große Fortschritte machte, und schon mehrmalen den Sieg über die Linientruppen davon getragen hatte. Marceau erwarb sich auf diesem Kriegsschauplatze vielen Ruhm, und ob er gleich mehrere Unfälle erlitten hatte, so wurde er per Interim, zum General en Chef der republikanischen Truppen in der Vendee, ernannt. Selbst Türreau, der ihm im Kommando nachfolgte, ließ seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren, obgleich zwischen diesen beiden Generalen einiges Mißverständniß herrschte.

Marceau wurde darauf zur Nordarmee kommandirt, wo er unter Pichegrü den berühmten Winterfeldzug in Holland mitmachte, wovon der glänzende Erfolg hinlänglich bekannt ist, obgleich das Alter von diesen beiden Generalen, Pichegrü's und Marceau's, damals kaum 57 Jahre betrug.

Als Pichegrü abgesetzt wurde, bewerkstelligte Marceau, unter dem Kommando des Generals Jourdan den Uebergang über den Rhein, und drang mit der Sambre-und Maas-Armee bis in das Herz von Deutschland vor. Bei dem darauf erfolgten merkwürdigen Rückzuge kommandirte Marceau die Arriergarde. Er wurde aber bei Altkirchen in einem Treffen schwer verwundet, von den Kaiserlichen gefangen genommen, und in ein benachbartes Dorf gebracht. Der kaiserl. General Kray besuchte ihn, und der Erzherzog Karl selbst schickte seinen Wundarzt dahin, um ihn zu verbinden; aber alle Hülfe war vergebens, Marceau starb an seiner Blessur am 21. September 1796 in einem Alter von 27 Jahren. Sein Leichnam wurde nach Koblenz gebracht, wo er auf dem Felde unter dem Schatten zweier Cypressen begraben liegt.

General Joubert.

Dieser französische General hat in unsern Tagen auf dem Schauplatze der großen Begebenheiten eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es meinen Lesern nicht unwillkommen seyn wird, wenn ich ihnen hier einige Notizen über dessen öffentlichen und Privat-Charakter mittheile.

Joubert ward im Jahr 1769 zu Pont-de-Vaux, im Aine-Departement gebohren. Seine ersten Erzieher bemerkten an ihm einen ruhigen, kalten Kopf, ein glühendes Herz, und einen beharrlichen Liebhaber des Studierens; er ragte über alle seine Mitschüler hervor. Zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, entwickelten Lektüre und Nachdenken eine starke Seele, ein gesundes Urtheil

und die liberalen Gesinnungen in ihm, die den Menschen zu grossen Handlungen geneigt machen.

Joubert war zwanzig Jahr alt, als die Revolution begann. Auf den Ruf des befährdeten Vaterlands erhebt sich die ganze Jugend des Aine-Departements und formirt sich in Bataillone; Joubert tritt in das erste Bataillon als blosser Grenadier ein. Arbeitsam, eingezogen, einzig mit dem Dienste beschäftigt und mit der Sorge sich im Kriegswesen zu unterrichten, wird er, der zu gehorchen wußte, um befehlen zu lernen, seinen Mitbrüdern ein Muster der Subordination und Genauigkeit in Erfüllung der Pflichten. Sein Verdienst dringt durch; er steigt von Grad zu Grad, und verdankt jede Erhöhung einem Beweise von Einsicht, von Muth, irgend einer glänzenden Handlung.

Als General erscheint Joubert zum erstenmal in dem merkwürdigen italienischen Feldzuge von 1796 unter Bonapartes Oberkommando. Am 13. April hilft er die Pässe von Millesimo erstürmen, wirft sich mit sechs andern in die feindliche Verschanzungen am Berge Cassaria und sichert den Sieg dieses

Tages. Zu Ceva nimmt er am 22. April mit offner Gewalt die Stadt und das verschanzte Lager, das sie vertheidigte; zu Montebaldo treibt er den Feind zurück; und zu Rivoli entscheidet er den Sieg durch ein kühnes Manövre. Ueberall zeigt er Kaltblütigkeit vereinigt mit Einsicht und richtigen Ueberblick mit rascher Ausführung.

Vorzüglich aber entwickelte Joubert die größten Talente in seinem Tiroler Feldzuge. Während Bonaparte mit dem Gros der Armee dem Erzherzog Karl nach Krain folgte, und die Pässe von Kärnthen bezwang, sollte Joubert durch das Tirol vordringen. Am 19. März 1797 war er mit den beiden unter ihm dienenden Generalen Delmas und Barraquey d'Hilliers aus seinen Kantonirungen aufgebrochen, und langte den 24. Mai in Brixen an. Mit seiner Division in dieses schwierige, bergigte Land hineingedrückt, abgeschnitten von der übrigen Armee, umringt von einem kriegerischen Volke, waren alle Umstände gegen ihn. Seine Klugheit rettete ihn aber doch noch. Als sich daher der österreichische General Kerpen bis nach Sterzingen zurückzog, um hier die Hauptstadt Tirols zu decken, stellte Joubert sein Korps zu Mitten-

wald auf, wo er seine Vereinigung mit der französischen Hauptarmee erwartete, welche durch die Bewegung des Generals Zajonzech, der im Drauthale gegen Lienz anrückte, bewerkstelligt werden sollte.

Als Joubert im französischen Hauptquartier zu Judenburg ankam, eilte er zu Bonaparte. Die Schildwache hatte den Befehl, niemanden einzulassen. Der Eingang wird Joubert versagt; dieser besteht darauf und dringt mit Gewalt hinein. Auf den Schrei der Schildwache kommt Bonaparte aus seinem Kabinet, erkennt Joubert, drückt ihn in seine Arme und sagt dem erstaunten Soldaten: Geh! der brave Joubert, der mit Gewalt durch Tyrol drang, konnte auch wohl hier mit Gewalt eindringen. Bei diesem Nahmen will der Solldat sich entschuldigen. Du hast deine Pflicht gethan, antwortet ihm Joubert; ich habe deine Ordre verletzt, der Obergeneral wird mich bestrafen, wenn er meinen Eifer mißbilligt; du verdienst nur Lob.

Unter sehr schwierigen Umständen nach Holland als General en Chef gesandt, entwickelte Joubert ein Benehmen voll Vorsicht und Weisheit. Zum Obergeneral der ita-

lienischen Armee ernannt, verweigert er seine Mitwirkung zur Umstossung der Konstituzion der sogenannten cisalpinischen Republik; er zeichnete sich darauf durch die bekannte Expedizion aus, vermittelst welcher ohne Schwerdtschlag Turin in seine Hände fiel. Die schreiendsten Mißbräuche verheerten Italien und seine Armee; seine strenge Rechtschaffenheit wird dadurch empört, er will sie reformiren; aber er konnte jene Aussauger nicht überwinden. Er beklagt sich darüber bei dem damaligen Direktorium und erhielt keine Genugthuung. In der Unmöglichkeit, das Gute zu bewirken, giebt er seine Dimission; sie wird nicht angenommen, er besteht darauf, man willigt endlich ein, und er zieht sich in sein Vaterland zurück.

Bald aber erscheint der 30. Prairial (19. Juni 1799) wo das berüchtigte Triumvirat des Direktoriums gestürzt wurde. Joubert hatte ihn vorhergesehen, und ruft ihm Beifall zu. Von neuem zum Obergeneral der besiegten italienischen Armee ernannt, entreißt er sich den Armen des Ehebündnisses, das er eben geknüpft; er schwört beim

Abschiede zu sterben, oder als Sieger wiederzukehren.

Joubert eilt nach Novi, wo er mit dem Anfange des Augustmonats eintrift, und das Oberkommando der dort postirten Armee übernimmt. Die neue französische Regierung hatte das vollkommenste Zutrauen in ihn gesetzt; er will demselben entsprechen, giebt bei seiner Ankunft den Bewegungen der Armee neue vermehrte Thätigkeit, und beschließt den Entsatz der bereits beschossenen Festung Tortona sowohl, als auch eine Hauptunternehmung gegen die Ebene Italiens.

Er hatte schon am 13. seine zum Angriff angetragenen Kolonnen gesammelt, rückte mit denselben vor, und nahm längs dem von Pastorana über Novi gegen Seravalle sich ziehenden Gebirgsrücken eine Stellung, welche durch die vortheilhafte Anwendung des ohnehin sehr günstigen Terrains, und durch das aufgeführte beträchtliche Geschütz, beinahe unbezwingbar schien.

In dieser überaus festen Posizion wird Joubert von Suworow am 15. angegriffen; er zieht aus dem Busen das Bild einer angebeteten Gattin, küßt es, und fliegt in den

Kampf. Von einer tödtlichen Kugel getroffen, ruft er: immer vorwärts! seine Stimme erlöscht, seine Kräfte verlassen ihn, und beim letzten Hauch giebt er seinen Soldaten noch mit der Hand das Zeichen auf den Feind loszugehen.

Joubert behielt in den Lägern die Tugenden des einfachen Bürgers. Ein Feind des Geräusches und Glanzes, schätzte er nur die Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten. Seine Herzlichkeit, seine Freimüthigkeit sicherten ihm Achtung zu, und gewannen ihm die Herzen. Er kannte den Werth der Zeit; seine Ruhe bestand in dem Wechsel der Beschäftigungen. Bei der Armee litt er in seinem Hauptquartier weder laute Gelage noch Hazardspiele. Nach dem Essen machte er mit seinem Staabe allerlei Bewegungen, die den Körper stärken, und kehrte dann wieder an die Arbeit zurück.

Mit großen militärischen Talenten vereinigte Joubert eine Bescheidenheit und ein Mißtrauen in sich selbst, die ihm lange anstehen ließ, ein Oberkommando zu übernehmen. Er theilte mit den Soldaten die Lasten und wollte, daß dieser auch mit ihm die Vortheile theilte. Er beschäftigte sich

immer erst mit der Armee, ehe er an sich selbst dachte; auch ward er von ihr angebetet.

Höflich und gut, wo er den Eingebungen seines Herzens folgen konnte, war er doch unerbittlich, sobald das Gesetz befahl. Vor diesem galt ihm kein Verwandter, kein Freund, kein Beschützer. Den geheimen Ränken unzugangbar, gab er keiner Nebenbetrachtung nach. — Eine liebenswürdige Frau stellte ihm einen jungen Menschen vor, der von der Konscription bedrohet wurde; wäre ich eine junge schöne Frau — antwortete ihr Joubert: so würde ich ihren Schützling zum Aide de Camp annehmen, ich will mir aber keinen Krieg mit den Grazien bereiten, indem ich ihnen ihren Liebling entführe.

Jouberts Uneigennützigkeit war Roms schönster Jahrhunderte würdig. Weit entfernt sich zü bereichern, hat er sein väterliches Vermögen vermindert. Den Mangel nicht fürchtend, und den Reichthum verachtend, befand er sich in der glücklichsten Unabhängigkeit. — Nach der Expedition in Piemont bot ihm der König von Sardinien Emanuel, kostbare Gemählde an: „Wir

würden

würden beide zu tadeln seyn" — erwiederte ihm Joubert mit Würde — „Sie, indem Sie mir dieselben gäben, ich, indem ich sie annähme." —

General Kleber.

Unter denjenigen französischen Generalen, welche sich in dem gegenwärtigen Kriege durch Muth und Talente ausgezeichnet, gleichwohl aber kein Armeekommando geführt haben, nimmt sich besonders Kleber aus. — Er ist aus Straßburg gebürtig, und gegenwärtig ungefähr 48 Jahre alt. Er ist von einer ansehnlichen Leibesgröße (er mißt 5 Schuhe, 10 Zoll französisches Maas, welches über 6 teutsche Schuhe beträgt) — bräunlichten, blatternarbichten Angesichts, und trägt starke Backenbärte, welches ihm ein sehr kriegerisches Ansehen giebt. Da er, seitdem er General ist, an Leibesdicke sehr zugenommen hat, so ist er ein Koloß gewor-

den, so, daß er schwer ein Pferd findet, das zu seinem Gebrauche ist.

Er verlor seinen Vater, von dem er ein einziges Kind war, frühzeitig; seine Mutter verehlichte sich darauf an einen Baumeister, Namens Burger, in Straßburg, aus welcher Ehe sich noch einige Stief-Geschwister des Generals daselbst befinden. Da Kleber nicht über 12 Jahr alt war, ward seine Mutter zum zweitenmale Wittwe. — Seine jugendliche Lebhaftigkeit verleitete ihn einigemal, sich bei dem in Straßburg liegenden Militair, als Gemeiner engagiren zu lassen; er wurde aber von seiner Mutter jedesmal wieder losgekauft. Sie wollte ihn anfänglich der Handlung widmen. Da er aber hiebei von seinem Lehrherrn mit vieler Strenge behandelt wurde, so nahm sie ihn wieder zu sich. Er fieng nun an, sich auf die Baukunst zu legen, und machte solche Fortschritte darinn, daß er eine Anstellung als Lehrer dieser Kunst in Westphalen erhielt. Hier machte ihn ein Zufall mit dem kaiserlichen General Kaunitz bekannt.

Dieser beeiferte sich damals sehr, sein Regiment zu einem der schönsten bei der Armee zu machen. Er trug daher Klebern,

dessen ausnehmend schöner Wuchs, und lebhafter Geist einen besondern Eindruck auf ihn machten, eine Lieutenantsstelle unter seinem Regimente an, wenn er in kaiserliche Militairdienste treten wollte. Kleber lehnte diesen Antrag anfänglich ab. Der General begab sich nun auf seine Güter nach Böhmen. Kaum aber war er dahin abgereißt, als Kleber seinen Entschluß änderte, und ihm folgte. Der General nahm ihn mit Freuden auf, und behielt ihn ein halbes Jahr bei sich, während welcher Zeit er bei dem Regiment, als Kadet, nachgeführt wurde. Bei der ersten Vakatur schickte er ihn als Unterlieutenant zu demselben.

Nachdem er zwei Jahre in kaiserlichen Diensten gestanden war, und das Avancement nicht so schnell vorangieng, als er vielleicht gehofft hatte, so trat er aus, und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er einige Zeit ohne eigentliche Bestimmung lebte, bis ihm sein älterer Stiefbruder die Entreprise der Festungswerke von Befort, bei der er sich bereits ein ziemliches Vermögen gesammelt hatte, abtrat. Er besaß diese nicht sehr lange, als die französische Revoluzion

ausbrach, und seinem unternehmenden Kopfe neue Aussichten öffnete. —

Kleber war, von dem ersten Ausbruche derselben an, ihr eifriger Anhänger. Als der Krieg gegen Oesterreich erklärt war, und die Freiwilligen von den Nazional-Garden aufgefordert wurden, zu den Linientruppen zu stossen, sammelte er ein Bataillon derselben in der Gegend von Befort, und marschirte damit nach Straßburg. Bei seinem Einmarsche machte seine Größe und kriegerische Bildung ein solches Aufsehen, daß sich das Volk auf dem Parade-Platz versammelte, um den schönen Kommandanten des Beforter Bataillons von Freywilligen zu sehen. Unter andern zog die Neugierde auch seinen jungen Stiefbruder dahin, der nicht wenig verwundert war, in dem Wundermann seinen Bruder zu finden. —

Seine Talente machten ihn bald zum General-Adjutanten; als solcher marschierte er unter Custine's Armee vor Mainz. Er wurde daselbst Brigade-General. — Nach der Uebergabe von Mainz mußte er, so wie die ganze Garnison in die Vendee marschieren, wo er sich mit den Royalisten tapfer herumschlug. In einem der blutigsten Ge-

fechte zeichnete er sich an Muth und Entschlossenheit dermassen aus, daß er auf dem Schlachtfelde zum Divisions-General ernannt wurde.

In dieser Eigenschaft kam er nachher zur Nord- und zur Rhein- und Mosel-Armee. Als diese im Jahr 1796 in Deutschland einfiel, und in der Gegend von Würzburg stand, führte er, während einer Unpäßlichkeit Jourdans, als ältester Divisions-General zehn Tage lang das Haupt-Kommando. — Nachdem Jourdan nach seinem erfolgten Rückzug das Kommando verlohren hatte, machte sich Kleber Hoffnung, dasselbe zu erhalten, und gab seine Dimission, da er sich getäuscht fand.

Seine Mitbürger wollten nun seinen Verdiensten dadurch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihn als Repräsentanten des niederrheinischen Departements in den gesetzgebenden Körper erwählten. Aber ein gewisser Keller von Landau trug in einem zweiten Skrutinium, nachdem in dem ersten die Stimmen gleich gewesen waren, den Sieg über ihn davon. Er reißte nun von Straßburg, wo er den Wahlversammlungen beigewohnt hatte, nach Paris ab,

und privatisirte daselbst, bis Bonaparte, der zu seiner ägyptischen Expedition in allen Fächern die vorzüglichsten Männer aussuchte, ihn kennen lernte, und ihn als Divisionsgeneral mit sich nach Egypten nahm. Bei der Landung kommandirte Kleber die Avantgarde, und ward bei der Bestürmung von Alexandria, die er leitete, von einer feindlichen Kugel in den Kopf getroffen. Seine Wunde machte ihn auf einige Zeit zum Felddienste untauglich, während welcher er als Kommandant in Alexandria blieb.

Sobald er wieder hergestellt war, begab er sich von neuem an die Spitze seiner Division. Bei dem Feldzuge nach Syrien hatte er mit derselben immer die wichtigsten Unternehmungen auszuführen, und that dies stäts mit glücklichem Erfolge. Als daher Bonaparte am 23. August 1799 Egypten verließ und nach Frankreich zurückkehrte, vertraute er Klebern das Hauptkommando der Armee an, und trug ihm auf, sich entweder so lange zu halten, bis er ihm Unterstützung aus Frankreich senden würden oder wenn dies nicht möglich wäre, mit den Türken eine ehrenvolle Kapitulazion wegen der Räumung Egyptens zu schliessen. Er

mußte sich auch bald zu letzterer verstehen, und sie kam am 13. Jäner 1800 in der Ebene von Arisch zu Stand. — Doch sollen nach den neuesten Berichten darüber Schwierigkeiten entstanden seyn, und dadurch sein und seiner Armee Absegeln in ihr Vaterland Frankreich verhindert werden.

Sidney Smith.

Dieser bekannte Englische Seeheld, Wilhelm Sidney Smith, ist der Sohn eines Hauptmanns, welcher in der Schlacht bei Minden Adjutant bei dem berüchtigten Germanie war, und durch sein Zeugniß diesem strafbaren Generale bei dem Kriegsgerichte durchhalf. Er ist in London, im Jahr 1764, gebohren.

Er besuchte die Trubridgeschule, wo der bekannte D. Vincentius Knox Unterricht ertheilte, aber nur kurze Zeit; denn das Verlangen, ein Seemann zu werden, trieb ihn frühe fort an Bord eines Kriegsschiffs. Die untern Stufen des Seedienstes durchlief er so schnell, daß er schon im 16. Jahre sei-

nes Alters zum fünften Lieutenant auf dem Alcides und im Jahr 1783 zum Postkapitain befördert wurde. Als im Jahr 1788 der Krieg zwischen Schweden und Rußland ausbrach, ging er, mit Erlaubniß der Englischen Regierung, in die Dienste Gustavs, von dem er ein angesehenes Kommando und zur Belohnung seines Wohlverhaltens, die Ritterwürde erhielt. Nach Endigung der Fehde ging Smith in sein Vaterland zurück, und machte dann Reisen in verschiedene Europäische Länder.

Eben war er in Italien, als die Nachricht erscholl, daß seine Landsleute Toulon weggenommen hätten. Sofort eilte er zum Admiral Hood, und nahm als Freiwilliger Dienste auf dessen Flotte. Hood übertrug ihm, als Toulon geräumt werden mußte, das gefährliche, aber höchst wichtige Geschäft: das Zeughaus zu zerstören, die Schiffswerfte zu vernichten und die französischen Schiffe, die nicht fortzubringen wären, im Feuer aufgehen zu lassen. Smith vollzog diesen Auftrag mit solch einer Kühnheit und Geschicklichkeit, daß Hood, im Berichte an die Admiralität, demselben die größten Lobsprüche ertheilte. Officiell wurde

er für die Erreichung des großen National-zwecks, um derentwillen man die Räumung von Toulon in England als einen Sieg betrachtete, gepriesen. Die Franzosen hingegen gaben ihm den Beinahmen l'Incendiaire. —

Bei seiner Zurückkunft nach England erhielt er das Kommando der Fregatte Diemond. Mit dieser Fregatte richtete er an der Französischen Küste so vielen Schaden an, daß die Regierung es für nützlich hielt, ihm noch mehrere Schiffe zuzugeben. Wirklich that er auch mit diesem kleinen Geschwader wesentliche Dienste: unter andern griff er bei Herquin eine Französische Convoi an, landete daselbst und zerstörte die aufgeworfenen Befestigungen. Um die nämliche Zeit schlich er sich auch mit seiner Fregatte allein in den Hafen von Brest, und kundschaftete die Stärke der dort liegenden Flotte aus. Mehr seinem guten Glücke, als seiner Fertigkeit in der Französischen Sprache hatte er es zu danken, daß er aus dem Hafen wieder wohlbehalten entschlüpfte.

Doch dies gute Glück begleitete ihn nicht beständig bei seinen immer kühnern Unternehmungen. Auf einer Kreuzfahrt bei

Havre de Grace, dessen Magazine er zu verbrennen die Absicht hatte, nahm er, am 18. April 1796, ein bewafnetes Fahrzeug in dem äussern Hafen hinweg, ward aber durch die Gewalt der Strömung, da die Fluth der Seine zugieng, gegen die Forts hingetrieben. Gleichwohl bestieg er das eroberte Schiff und versuchte, es am Schlepptau den Fluß herunterbringen zu lassen. Inzwischen entstand an der Küste Lärmen; es segelten mehrere französische Kanonierschalupen herbei, und umzingelten den verwegenen Smith. Eine Zeitlang wehrte er sich auf das hartnäckigste; am Ende mußte er sich mit drei seiner Offiziere und sechzehn seiner Leute zu Gefangenen ergeben.

Frohlockend, endlich einmal einen so gefürchteten Feind in die Hände bekommen zu haben, führten ihn die Franzosen nach Paris. Hier ward er in den Tempelthurm eingesperrt. — Alle Versuche bei dem Direktorium, um ihn auszuwechseln oder auf sein Ehrenwort frei zu lassen, waren vergebens. Ja, eine Zeit über stand man im Begriff ihn als Kriegskundschafter und Mordbrenner zu behandeln. Wer hätte damals, als nach geschlossenem Frieden zu Campo Formio,

Bonaparte siegprangend, ruhmtrunken und vergöttert in Paris auftrat, wer hätte es gedacht, daß der streng bewachte, engverhaftete Smith den Franzosen in wenigen Monden nach diesem Zeitpunkte, noch ungleich größern Schaden zufügen, und in einem fremden Welttheile sieggewohnten Helden die Lorbeern vom Haupte reißen würde? —

Das Interesse, womit die Nachwelt ohne Zweifel mehr noch, als die Zeitgenossen, die geringsten Umstände von den Männern, welche die ersten Rollen in dem schrecklichen Trauerspiele der Revoluzion gehabt haben, aufsammeln wird, läßt mich hoffen, daß meine Leser vielleicht mit Vergnügen den Brief, oder vielmehr die Art Adresse, lesen werden, welchen Sir Sidney Smith an Bonaparte, mit Bleistift an die Mauern im Tempel schrieb, wo er eingesperrt saß, und der sich an Originalität so auszeichnet. — An der Aechtheit desselben läßt sich um so weniger zweifeln, da vier Gefangene, die nach Sidney Smith in diesem Zimmer saßen, den Kerkermeister, bei ihrem Eintritte zum Zeugen riefen, daß diese Schrift vor ihrer Ankunft da gewesen wäre.

Der Kommodere Sidney Smith an den General Bonaparte. Aus dem Tempel zu Paris, am 26. Oktober 1796.

„Das Glücksrad macht seltsame Revoluzionen; um aber den Namen Revoluzion zu verdienen, muß der Umschwung vollkommen seyn. Sie stehen jetzt so hoch, als Sie stehen können. Gut; ich beneide Ihnen Ihr Glück nicht, weil ich das noch größere Glück habe, auf der Laufbahn des Glücks so niedrig zu stehen, als man herabsteigen kann, so daß ich, wenn diese launische Dame ihr Rad wieder drehet, durchaus hinaufsteigen muß; aus demselben Grunde müssen Sie aber herab. —"

„Ich mache Ihnen diese Bemerkung nicht in der Absicht, um Ihnen wehe zu thun, sondern um Ihnen denselben Trost zu geben, den ich fühle, wenn Sie auf denselben Punkt gekommen seyn werden, auf welchem ich stehe. Ja! auf welchem ich stehe. Sie werden einst dasselbe Gefängniß bewohnen. Warum nicht eben so gut, als ich? Ich habe eben so wenig daran gedacht,

als Sie vielleicht daran denken, — ehe ich hier eingesperrt wurde. In einem Partheikriege ist es in den Augen der Gegner ein Verbrechen, seine Pflicht gehörig zu thun; Sie thun sie jetzt, und folglich schleifen Sie die Dolche Ihrer Feinde gegen sich. Sie werden mir antworten: „Ich fürchte Ihren verschworenen Haß nicht; die Stimme des Volks hat sich für mich erklärt." — Ich weiß es wohl; so muß man sprechen. Schlafen Sie ruhig; und bald werden Sie erfahren, was man im Dienste eines solchen Herrn gewinnet. Dieser Unbeständige wird Sie, wenn nicht sogleich, doch wenigstens bald, für alles das Gute strafen, das Sie jetzt für ihn thun. Wer — sagt ein alter Schriftsteller — seine Hoffnung auf die öffentliche Freundschaft setzt, lebt selten ohne Unruhe und ohne Verdruß, und hat nie ein glückliches Ende genommen."

„Zwar brauche ich Ihnen nicht zu beweisen, daß Sie hieher kommen werden, weil dieses ja geschehen muß, wenn Sie diese Zeilen lesen sollen. Ohne Zweifel werden Sie dies Zimmer erhalten, weil der Kerkermeister ein rechtschaffener Mann ist,

und er Ihnen gewiß das beste Zimmer geben wird, wie er es mir gegeben hat." — —

Wer hätte in dem Augenblicke, da dieser Brief geschrieben wurde, voraus sagen mögen, daß der Sieger von Lodi und Arcole das weitgreifende Projekt, das die Kühnheit seiner Einbildungskraft entworfen hatte, durch den thätigen Widerstand eines Mannes scheitern sehen würde, den er bei seiner Abreise aus Frankreich in den Fesseln hinterlassen hatte, und dessen bekannte Unerschrockenheit die Regierung zur äußersten Wachsamkeit aufforderte? —

Und doch hat der Lauf der Dinge diese kaum geträumte Begebenheit gefügt. Smith wußte seinem Kerker zu entwischen, am hellen Tage durch die Straßen von Paris zu kommen, und sich mit Hülfe eines Ausgewanderten bis an die Seeküste zu stehlen. —

Smith hat in der Folge selbst einen Bericht gegeben, wie er aus dem Tempel unter folgenden Umständen gerettet wurde.

Der Ingenieur-Oberste Philipeaux, der schon mehrere Mahle aus französischen Gefängnissen entkommen war, und zwar einmahl nur wenige Stunden vor dem ihm anberaumten Termin der Hinrichtung, be-

gab sich im Jahr 1796 von neuem nach Paris, in der Absicht, den Sir Sidney Smith nebst dessen braven Freunde, dem Lieutenant Wright aus dem Thurme des Tempels zu befreien; weßhalb er gegenüber ein Zimmer miethete, aus welchem er sich mit dem Gefangenen durch Zeichen verständigte. Endlich brach er mit Hülfe zweier Freunde in den Hofraum des Gefängnisses; die Schildwache wurde sie gewahr, machte Lärm und nöthigte sie zu flüchten.

Nach der Revolution am 10. Fruktidor wandte er sich nach der Schweitz. Hier hörte er, daß Sidney Smith hingerichtet werden sollte, und kehrte deßwegen noch Paris mit dem Entschlusse zurück, dessen Befreiung durch den Beistand zweier Freunde abermals zu versuchen. — Zu diesem Ende bestellte er unterlegte Pferde auf zwei Landstrassen, und machte einen Befehl des Direktoriums nach, worin der Aufseher des Tempels beordert wurde, ihm den Sir Sidney Smith und Herrn Wright auszuliefern, damit sie beide nach der Konciergerie gebracht werden möchten. Philipeaux verkleidete sich dann sammt einem seiner Freunde in die Uniform der Nazionalgarde, zeigte den angeblichen

Befehl vor, und da dieser auf der Stelle befolgt wurde, so übernahm er die vermeintlichen Schlachtopfer und ließ sie in seinen Fiacker steigen. Man weiß schon, daß der Kutscher eine Frau umfuhr, welches eine Menge Leute zusammenbrachte, die sich aber bloß mit dem Zufalle beschäftigten und den vier Fliehenden Zeit liessen, aus der Kutsche zu steigen und entfernte Nebenstrassen einzuschlagen. Nach zweimaliger Verirrung gelangten sie endlich vor die Barriere, wo sie ein Wagen erwartete, der sie nach der ersten Stazion brachte. Die stätigen Pferde; welche sie hier bekamen, zogen einen Haufen Leute herbei; daher verliessen die Flüchtigen (jetzt nur noch drei, nähmlich Sir Sidney Smith, Philipeaux, und Wright) die Stadt zu Fuße, bis bessere Pferde nachkamen; von hier an erfuhren sie weiter kein Hinderniß bis nach Rouen. Hier mußten sie acht Tage lang verborgen bleiben. Endlich als sie in die Stadt wollten, nachdem die Nachtwachen schon auf ihren Posten waren, befragte man sie um ihre Nahmen. Sir Sidney Smith, der eine Dame aus der Stadt unterm Arme hatte, ging voran und kam nebst ihr und Herrn

Wright glücklich durchs Pförtchen. Allein als Philipeaux durch wollte, faßte die Schildwache aus irgend einem Umstande Argwohn, und verlangte seinen Paß zu sehen. Dieser Vorfall zog einige Personen herbei; doch Sir Sidney Smith kehrte um und sagte zu dem Soldaten mit derjenigen Kaltblütigkeit, und Besonnenheit, die ihn so sehr auszeichnen: „Laßt ihn nur durch; er ist ein guter Büger; ich stehe für ihn.“ — Sogleich ließ man Philipeaux durch. Tags darauf erreichten sie die Seeküste und kamen glücklich nach England hinüber.

Sir Sidney Smith, ein eben so guter Mensch, als vortreflicher Offizier, behandelte seinen Befreier wie einen Bruder. Sie waren immer beisammen; Philipeaux nahm in London den Namen Perrin an, unter welchem man ihn wegen seinem liebenswürdigen Charakter und seiner Unerschrockenheit überaus schätzte. — Er begleitete Sir Sidney Smith nach Konstantinopel im Tiger und wurde auf seines Freundes Verwenden von der Pforte zum Obersten gemacht und erhielt ein Regiment. Man weiß, was für Dienste er vor Acre leistete. Aber seine von Natur zarte Constitution, die im Kerker

zu Orleans gelitten hatte, konnte die Beschwerlichkeiten bei Vertheidigung einer belagerten Stadt nicht aushalten; er mußte in einem Alter von 31 Jahren einer geschwächten Constitution erliegen. Vielleicht ist nirgends ein so guter und braver Offizier zu finden, als er war!

Als Smith in sein Vaterland zurückkommt, erhält er zur Belohnung seiner Dienste das Kommando des Tigers, eines den Franzosen abgenommenen Linienschiffes von 80 Kanonen. Mit diesem Schiffe begiebt er sich zu Ende des Jahrs 1798 nach Konstantinopel und übernimmt dann, nachdem er in Verbindung mit seinem Bruder, dem Brittischen Gesandten allda, die gehörigen Einleitungen zur Bekämpfung der Franzosen in Egypten getroffen hatte, den 3. März 1799 den Oberbefehl über das kleine Englisch-Türkische Geschwader an der Syrischen und Egyptischen Küste.

Wachsam kreuzt er damit in jenen Gewässern herum, und ist auch so glücklich mehrere französische Zufuhrsschiffe aufzufangen, unter andern am 16. März desselben Jahrs, Eidaus gesammte Flottille, welche dem Bonapartischen Heere zur Belagerung

der Stadt Acre (St. Jean d'Acre) vier und vierzig Stück schweren Geschützes und andere Bedürfnisse zuführen sollte.

Im Vertrauen alle diese Erfordernisse richtig anzutreffen, erscheint Bonaparte vor der Festung; aber wie muß sein Erstaunen gewesen seyn, als er sich von seinem eigenen Geschütze beschossen, als er seinen Schul- und Stubenfreund, den kunsterfahrnen Ritter Philipeaux, an der Spitze der Vertheidigung sah! Smith hatte nämlich diesen Mann zum Ober-Ingenieur in Acre gemacht, und jene erbeutete 44 Kanonen unverzüglich, theils auf die Wälle der Festung, theils auf Kanonenboote bringen lassen, womit er die linke Flanke der Belagerer bestrich. Ungeachtet Perree auf drei Fregatten den Franzosen neue Belagerungsbedürfnisse gebracht; ungeachtet Bonaparte zwölfmal gestürmt, und 56 Tage lang die Belagerung betrieben hatte, so mußte er sie doch am 21. Mai 1799 aufgeben, und sah sich durch die Kunst eines Seeoffiziers gezwungen, sein eigenes Lager in Brand zu stecken, zwei Mörser und 25 Kanonen zu hinterlassen, und seinen Rückzug durch die brennenden Wüsten Syriens anzutreten. — In

wenigen Momenten der Weltgeschichte hatte das Schicksal so augenscheinlich die Hand im Spiel, wie bei der Verkettung dieser Begebenheiten, durch welche eine ungeheure Revoluzion, die Asiens Gestalt verändert haben würde — wenigstens aufgehalten, und in sofern Bonaparte sie bewirken wollte, verhindert wurde. —

Auf dem Hute Sidneys prangt nun, wie auf den Hüten Nelsons und Uschakow's, ein Reigerbusch von Edelsteinen strahlend, ein Großherrliches Dank- und Ehren-Zeichen, das der junge Held in jedem Betrachte verdient hat. Seine nimmermüde Thätigkeit, seine begeisternde Anfeurungsgabe, und seine überkühne Entschlossenheit sind es, welchen die Rettung Acre's und die Niederlage des Bonapartischen Heeres zugeschrieben werden muß. Als er zu Acre angekommen war, erklärte ihm, aus Furcht vor den Mamelucken-Verscheuhern, der 80 jährige Ghezar Pascha: er sey gesonnen, die Stadt zu räumen, die Engländer möchten aber sein Harem und seine Schätze in Sicherheit bringen. Smith versprach dieß, bestand aber darauf, Ghezar müsse, ehe er abreise, die Festung unterminiren; damit

der Feind keine Freistätte daselbst finden könne. Sobald aber die Minen zu Stande gebracht waren, sprach der entschlossene Britte aus einem andern Tone. — „Pascha! die Minen sind für, aber auch gegen dich gerichtet, wenn du so feig seyn solltest, aus der Festung zu fliehen.“ — Aus Angst faßte Ghezar Muth.

So wenigstens wird von einigen erzählt; andere geben an, und diese Variante hat allerdings in jedem Betracht mehr Zusammenhang, Ghezar habe Sidney seine Minen gezeigt, und dabei erklärt, auch wenn die Unglaubigen siegen sollten, würde er sie springen lassen, um sich mit seinen Feinden unter den Trümmern von Acre zu begraben. Daß Bonaparte Ghezarn ohne Sidney besiegt haben würde, ist in jeden Falle weniger zu bezweifeln, als ob Ghezar alsdann ein solches Versprechen gehalten hätte. Immer also war er der einzige Mann, der den glänzendsten Ruhm unserer Zeit an einer Festung, welche für Europa kaum diesen Namen verdiente, scheitern machte. In dem einzigen Mann fand sich der ganze tiefe Nazional-Haß konzentrirt, der hier

jene Kraft gebahr, welche das Unmögliche möglich macht. —

Zum Schluße werden noch folgende paar Anekdoten von diesem außerordentlichen Manne nicht ohne Interesse gelesen werden. —

Dieser bekannte Seeheld besuchte Tunbridge-Schule, den Ort seiner frühern Jugenderziehung. Doctor Knox behandelte seinen tapfern Schüler mit aller der seinem ausgezeichneten Muthe schuldigen Achtung. Sir Sidney konnte nicht umhin, Doktor Knox zu erinnern, daß er ihn öfters in der Schule hätte züchtigen lassen, weil er immer mit Schießpulver gespielt habe. — So zeigten sich schon in der Kindheit die ersten Keime eines in der Folge so rühmlich entwickelten Genies.

Sir Sidney hat dem bekannten Kammerdiener des unglücklichen Ludwigs, Clery, noch einen rührenden Zug von der königlichen Prinzeßin von Frankreich, mitgetheilt. Er saß bekanntlich in dem kleinern Thurme des Tempels, gerade in der Kammer gefangen, welche der königlichen Prinzeßin zum Aufenthalte diente, nachdem man sie von ihrer unglücklichen Mutter gerissen hatte. Er war eine Nacht in seiner gewöhn-

lichen Einsamkeit, und ohne irgend einen Gegenstand, der seine Seele beschäftigen, oder seine Aufmerksamkeit fesseln konnte. In diesem Zustande fielen von ungefähr seine Augen auf ein Brett des Tafelwerks des Zimmers, worauf er etwas Gekritzeltes, das einer Handschrift glich, wahrnahm. Als er es näher untersuchte, konnte er mit einiger Mühe hier und da auf dem Getäfel mehrere Zeilen lesen, die nicht mit einem Bleistifte, sondern mit dem Kopfe einer Nadel geschrieben zu seyn schienen. Sie lauteten so in der Uebersetzung aus dem Französischen: „Maria Theresia (hier war das Datum) vierzehn Jahr und zehn Monathe alt, vier Fuß, zehn Zoll hoch. Der Tempel-Thurm ist so schlimm als die Hölle. — Maria Theresia war melancholisch, Tag und Nacht, und in ihren Träumen — Maria Theresia konnte keine Nachrichten von ihrer guten Mama hören, die sie vom ganzen Herzen liebte. Sie that bei einem jeden, den sie sehen konnte, Nachfragen; aber nicht einer wollte sich mit ihr unterreden." —

Sheridan.

Der Nahme des Herrn Sheridan ist durch den berüchtigten Prozeß über Warren Hastings in Europa, besonders berühmt worden. —

Richard Brinsley Sheridan ist der dritte Sohn des Schauspielers Thomas Sheridan, der um die Verbesserung der Deklamation und Erziehung in England große Verdienste hatte, und der auch unter uns als Verfasser eines englischen pronouncing dictionary, und als Herausgeber der Werke des großen Swift rühmlich bekannt ist. Seine Mutter war eine würdige Frau und eine beliebte Schriftstellerinn, die den Roman, Sidney Ridulph, die orientalische Geschich-

te Nourjahad und verschiedene Schauspiele herausgab.

Unser Sheridan wurde im Jahr 1751 zu Dublin gebohren. Die Mutter hatte von seinen und seines Bruders Anlagen einen so kleinen Begriff, daß sie bei ihrer Uebergabe an den Schullehrer sagte: „Bei ihrem Geschäfte muß man große Geduld besitzen; an diesen Knaben können Sie sie ausüben; beide sind zwar bisher von mir unterrichtet worden, aber ich habe in meinem Leben nicht solche Erz-Dummköpfe gesehen.“ —

Doch in Horrow entfalteten sich die Naturgaben des jüngern Sheridan mit Hülse des in England als Schulmann so berühmten D. Parr. Seine Fortschritte schienen dem Vater so ausgezeichnet, daß er ihn nicht erst nach der Universität, sondern gerade in den Middle Temple zu London, um die Rechte zu erlernen, schickte. Sein Vater konnte ihm hier wenig geben, und er mußte sich das Fehlende durch seine Feder verschaffen. Nichts als Nothwendigkeit konnte ihn dazu bewegen, denn es ist bekannt, daß er mit einer fast unüberwindlichen Lästigkeit und Trägheit fast beständig zu käm-

psen hatte. Indeß wurde er mit den Werken der besten englischen Schriftsteller innig bekannt, und schrieb mit Leichtigkeit; etliche dramatische Versuche aber, an die er sich wagte, thaten ihm so wenig genug, daß er sie verbrannte. —

In der Folge flößte ihm Miß Linley, eine sehr hochgehaltene Theater-Sängerin in Drurylane, eine so heftige Leidenschaft ein, daß ihn weder abschlägige Antworten noch Nebenbuhler zurückschreckten. Nach alter Sitte stritt er für die Ehre seiner Verehrten, und erhielt als Dank seiner heldenmüthigen Ausdauer ihre Hand. — Ein Stuzer nämlich, Namens Mathews, hatte in die Bather Zeitungen etwas einrücken lassen, das der Ehre der Miß Linley nachtheilig war. Diesen ungroßmüthigen Angriff rächte Herr Sheridan und schlug sich zweimal mit Mathews. —

Ob er nun gleich seinen höchsten Wunsch erreicht hatte, so waren seine häuslichen Umstände doch so knapp, daß er sich öfters in der unangenehmsten Geldnoth befand. Oft war der Tag schon erschienen, ohne daß er wußte, wie er die ersten Bedürfnisse befriedigen sollte; denn troz der hohen Anerbie-

tungen, die man seiner Gattin machte, wenn sie die Bühne wieder betreten wollte, weigerte sich doch Sheridan standhaft es zu verstatten. Die Direktoren des Pantheons boten ihr einmal 1,000 Pf. Sterl. für zwölf Abende, und 1,000 Pf. für ihre Benefiz-Vorstellung. Madame Sheridan war hierdurch erweicht worden, und flehte ihren Mann um Erlaubniß an; aber er verwarf den Antrag mit großem Widerwillen.

Er mußte daher seinen Unterhalt wiederum mit der Feder zu erwerben suchen. Die Rivals, dieß seitdem so beliebt gewordene Stück, war sein erster öffentlicher Versuch von Bedeutung. — Sein nächstes Stück, St. Patricks day, eine Farce, schrieb er in acht und vierzig Stunden. Aber die komische Oper Duenna gefiel dem Londner Publikum so ausserordentlich, daß sie 75 mal nacheinander gegeben wurde, ein Glück, dessen sich selbst die berüchtigte Beggar's Opera nicht rühmen konnte, die man nur 65 mal ununterbrochen vorstellte.

Sheridans Umstände besserten sich nun; er wurde bekannt und geschätzt; man buhlte um seine Gesellschaft, welche äusserst anziehend ist, und seine Gattin trug durch ihre

musikalischen Talente nicht wenig dazu bei, Leute von Stand und Ansehen herbeizuziehen. — Als der unsterbliche Garrik seinen Theil an der Direkzion des Theaters in Drurylane aufgab, trat Sheridan mit zwei andern zusammen, um diesen Antheil zu kaufen. Er zahlte 30,000 Pfund Sterling.

Nun hatte er doppelten Beruf seine dramatischen Anlagen auszubilden, und im Jahr 1777 gab er ein Stück heraus, das des Verfassers Ruf begründet hat, und auch jetzt für ein Meisterwerk gehalten wird. Dieß war die berüchtigte School for Scandal. Bei allem dem legte er selbst keinen Werth darauf, und schreibt die gute Aufnahme den Verdiensten der Schauspieler zu. The Critic wurde mit gleichem Beifalle gesehen, und bleibt noch bis jetzt eins der beliebtesten Stücke auf den englischen Bühnen.

Unter die Freunde, welche Sheridan seinen litterarischen Ruhm zuwege gebracht, gehörte vornehmlich Fox, welcher ihn überredete, sich um einen Sitz im Parlamente zu bewerben; und ob es Sheridan gleich anfänglich an Geld fehlte, um seinen Einfluß zu verstärken, so fanden sich doch Freunde, die ihn unterstützten, und er wurde

bald, als Repräsentant von Stafford, einer der furchtbarsten Opposizions-Redner im Unterhause.

Er war eine kurze Zeit Unter-Staats-Sekretair, in welcher Stelle er eben nicht glänzte, da Ordnung, Pünktlichkeit und Förderung, seine Sache nicht sind. — Als Parlamentsglied hatte er viel Schwierigkeiten zu überwinden. Sein Vater war Schauspieler gewesen, und die Anspielungen auf den Stand seines Vaters und auf seine Verbindung mit dem Theater hätten ihm den Muth benehmen können, wenn nicht sein beissender Witz diese unrühmlichen Anfälle zurückgeschlagen hätte.

Im merkwürdigen Prozeß gegen Warren Hastings wetteiferte Sheridan mit Burke. Als im April 1787 der achte Klag-Punkt über Bestechung im Unterhause vorgenommen wurde, hielt er eine mehr als fünf Stunden lange Rede, die man mit der größten Bewunderung hörte. Auch bei Vernehmung der Zeugen bewieß er ungemeinen Scharfsinn. —

Als der König wegen seiner Krankheit den Regierungs-Geschäften vorzustehen unfähig war, schlug sich Sheridan zur Par-

thei des Prinzen von Wales, dessen Gunst er seitdem fortdauernd genossen hat. In den letzten Zeiten wußte er sich auch mit dem Hofe auszusöhnen, wozu besonders sein Pizarro Gelegenheit gab. —

Sheridan hat eine starke, deutliche Stimme, aber seine Deklamazion ist öfters übereilt, und sein Gebährdenspiel vernachläßigt. Er ist der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken kann.

Thomas Erskine.

Unter den gerichtlichen Rednern behauptet Thomas Erskine den ersten Rang in London. Er ist der dritte Sohn des schottischen Grafen von Buchan; sein zweiter Bruder ist ebenfalls ein angesehener Rechtsgelehrter in Edinburg.

Thomas Erskine gieng als ein sehr junger Mensch, aus Vorliebe für die Marine, in See-Dienste, die er aber aus Mangel an Aussichten zur Beförderung bald wieder verließ. Er nahm dann Kriegsdienste unter einem Infanterie-Regimente, da er von dem geringen Vermögen seines Vaters keine Unterstützung zu hoffen hatte. Er war sechs Jahre Offizier und blieb drei Jahre in Minorka. Man rühmte von ihm damals

allgemein, daß sein Umgang überaus unterhaltend sey, und der berühmte Johnson liebte ihn deßwegen.

Die Gräfin von Buchan, seine Mutter, soll ihm zuerst angelegen haben, daß er sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen möchte. So viel ist gewiß, daß niemand den Degen gegen den langen Talar, den die Juristen in England tragen, mit so vielem Glücke und Ruhm vertauscht hat. Er war etwa 26 Jahr alt, als er dieses Studium vornahm, und damals schon vier Jahr verheirathet. Ungeachtet seiner begränzten Einkünfte ließ er sich nicht abschrecken, auf dem dornigen Pfade seiner gewählten Lebensart fortzuwandeln. —

Er studirte die Dichter alter und neuer Zeiten mit dem größten Fleisse, nahm jede schöne Stelle in sein glückliches Gedächtniß auf. Daher seine Kunst, dieselben Gegenstände immer von neuen Seiten zu zeigen; daher der Reichthum, der Strom seiner Rede. Die singende Aussprache der Schotten, welche den Ohren der Engländer so wehe thut, hat er durch unbegreiflichen Fleiß so gänzlich vertilgt, daß kein einziger Ton an sein Vaterland erinnert: — ein Vortheil,

dessen sich der Staats-Sekretair Dundas nicht zu rühmen hat.

Erskine lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums durch seine beispiellose Kühnheit auf sich. Ein gewisser See-Kapitain Baillie sollte eine Schmähschrift auf den ersten Admiralitäts-Lord Sandwich — denselben, über welchen der verstorbene Reinhold Forster so viel zu klagen hatte, — herausgegeben haben, weßwegen er von ihm der Gouverneurs-Stelle über das Hospital in Greenwich entsetzt wurde. Erskine übernahm die Vertheidigung des Kapitains, und zog so unbarmherzig bitter auf den Lord los, daß ihn der Richter, Lord Mansfield, verschiedenemal unterbrach. Aber Erskine ließ sich nicht stören. Es war damals kein gewöhnliches Schauspiel, einen jungen Menschen, der so wenig unter den Rechtsgelehrten bekannt war, wider einen mächtigen Staatsmann und Kabinetsminister mit beissender Anzüglichkeit sprechen zu hören. Erskine zeigte eine Zuversicht, die bei einem zum erstenmal auftretenden Advokaten ausserordentlich schien, obgleich bekanntermassen Lord Sandwich die öffentliche Meinung keinesweges für sich hatte.

Fast gleich darauf wurde Erskine vom Buchhändler Carnan zum Defensor wider Lord North, den damaligen Premier-Minister, angenommen. Die Sache wurde vor den Schranken des Hauses der Gemeinen geführt, und Erskine redete für seinen Klienten mit solcher Kraft, daß Lord North bei der Stimmen-Zählung mit einer beträchtlichen Minorität den Prozeß verlohr. Die Rechtsagenten oder Aktornies, welche in England den Advokaten in die Hände arbeiten — hörten dem jungen Advokaten mit grossem Vergnügen zu, und übertrugen ihm, als er das Unterhaus verließ, wohl an dreißig Prozesse.

Diese beiden Reden waren der Grundstein zu Erskines Ruhme. Als der bekannte Prozeß des Lords Keppel vorfiel, wählte man ihn wieder zum Defensor, weil kein einziger Advokat die kleinen Umstände des Seewesens und die sonst so wenig verständliche See-Terminologie so gut inne hatte, als er, der selbst Seeoffizier gewesen war. Er verhörte daher die Admiräle und See-Kapitaine in ihrem eigenen Rothwelsch mit grosser Geschicklichkeit. Er erhielt tausend Guineen zu seiner Belohnung, und hatte

das unbeschreibliche Vergnügen, einen guten würdigen Mann der Beschimpfung zu entreissen.

Als im Jahr 1780 der fürchterliche Tumult ausbrach, der Londons Existenz und die Ruhe des Reichs bedrohte, war es Erskine, den man zur Defension des Lords Georg Gordon wählte, eines der schwersten Geschäfte, die er je übernahm, das er aber glücklich beendigte. Auf Lord Mansfields Vorbitte erhielt Erskine vom Könige die Würde der sogenannten seidenen Robe, eines vorzüglichen Rang-Zeichens der englischen Sachwalter. Es ist bemerkenswerth, daß Herr Erskine in den meisten Ehebruchssachen theils für, theils wider zum Advokaten genommen wird; vermuthlich wegen ihrer Schwierigkeit.

Wie kühn er seine Rechte zu vertheidigen pflegt, zeigte er bei dem Prozesse des Decans von St. Asaph, der viel Lärm in England machte. Die Jury hatte hierüber bereits ihren Ausspruch gethan. Der Richter wollte sich nicht damit begnügen lassen, und begehrte, daß die Jury sich eines bessern bedenken sollte, indem ihr verdict in den gegebenen Ausdrücken nicht eingetragen werden

könnte. Erskine bestand darauf, daß man nichts daran ändern dürfe. Der Richter widersprach, und da Erskine auf seinem Sinne beharrte, befahl ihm der Richter sich niederzusetzen, sonst würde er ihn zwingen lassen. „Milord, antwortete Erskine, ich will mich nicht niedersetzen — Euer Herrlichkeit mögen Dero Schuldigkeit thun, aber ich will auch die meinige thun." — Der Richter schwieg, wohlwissend, daß er nicht weiter gehen dürfe.

Ueberhaupt ist Erskine dafür bekannt, daß er allezeit frank und ohne Scheu mit der Sprache herausgeht. Daher er auch kein Bedenken trug, den bekannten Thomas Paine gerichtlich zu vertheidigen, ob er gleich dadurch sein Amt als General-Fiskal beim Prinzen von Wales verlohr.

Die glänzendste Periode in der öffentlichen Laufbahn des Herrn Erskine erschien im Jahr 1794, in den berühmten Hochverraths-Prozessen von Horne Tooke, Hardy, u. s. w., die schon insgeheim von Jedem für unrettbar verlohren geachtet wurden. Das ganze Publikum war damals in Gährung; man konnte schlechterdings von nichts anderem reden, als von diesem Prozesse,

wozu so große Vorbereitungen gemacht worden waren. Die Rechtsgelehrten, welche von Seiten der Krone die Anklage machten, strengten alle Kräfte an. Aber auch Erskine that dies und es gelang ihm in Verbindung mit seinem Kollegen Gibbs die Beschuldigten zu retten. —

Herr Erskine ist ein sehr religiöser Mann. In Gesellschaften ist er überaus aufgeräumt. Er hat eine ansehnliche Familie, die er aber durch die großen Reichthümer, die er sich erworben hat — man schätzt sein Vermögen auf 150,000 Pfund Sterl. — gemächlich erhält. —

Immanuel Kant.

Den großen Zergliederer des menschlichen Gemüths, den Stifter der kritischen Philosophie, den Sachwalter der reinen Vernunft auch als Menschen zu kennen, war schon lange der einstimmige Wunsch aller Leser und Verehrer der Schriften desselben. Wir freuen uns, daß wir im Stande sind, etwas zur Befriedigung dieses Wunsches einstweilen beizutragen, und die Reihe der berühmten Männer mit einem Gemälde zu vermehren, dessen Original der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist.

Kant ward den 22. April 1724, der Welt gegeben. Frühzeitig verrieth sein Geist Fähigkeiten von nicht gemeiner Art, und einen Hang zum Nachdenken, der die Auf-

merksamkeit seiner Erzieher rege machte. Man führte ihn zu Wissenschaften an, und es zeigte sich bald, daß man ein Genie der höhern Gattung unter den Händen hatte. Kant widmete sich der Philosophie, für welche er gebohren war, und die Universität Königsberg in Preussen erhielt an ihm einen Lehrer, der in der Folge Lehrer der Welt geworden. Er docirte Logik und Metaphysik, und jener sophistische Wirrwar, der noch immer mit dem stolzen Namen Metaphysik prangte, erhielt an ihm einen Feind, der immer mächtiger und fürchterlicher wurde, bis er endlich seinem Dasein völlig ein Ende machte. Kant gieng ganz ohne Geräusch in seiner Reformation des menschlichen Wissens zu Werke; es war ihm nicht darum zu thun, berühmt zu werden; Wahrheit war der große Zweck, dem er nachstrebte. In seinen frühern Schriften, die nur aus wenigen Bogen bestehen, findet man den Weg deutlich bezeichnet, den der Geist dieses großen Denkers genommen, und bis auf diese Stunde verfolgt hat. So viel von dem Philosophen, den Mendelssohn den alles Zermalmenden nannte; der Mensch Kant ist jezt unser Gegenstand.

Man stellet sich gemeiniglich vor, daß die Größe eines berühmten Mannes sich auch in seiner Gestalt wahrnehmen lasse. Wäre diese Vorstellung richtig, so müßte Kant ein Riese seyn. Dem Geiste nach ist er es wohl, aber in Hinsicht auf den Körper ist er ein kleines hageres Männchen, welches immer gebückt einher geht, und dessen Augen sowohl, als übrigen Gesichtszüge nichts weniger als den Denker und Forscher verrathen, der er wirklich ist. Indessen ist er nicht unfreundlich. Jeder, der Kanten noch persönlich kennen gelernt hat, giebt ihm das Zeugniß, daß er ein artiger, gefälliger, zuvorkommender, gesellschaftlicher Mann sey. Man spricht mit ihm über die erhabensten Wahrheiten, und über die gemeinsten, trivialsten Gegenstände. Man bleibe bei ihm so lang man wolle, man wird dem Philosophen nicht lästig. Wieviel diese Geduld bei einem Manne, wie Kant ist, zu bedeuten habe, das läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß sein Name in aller Welt bekannt ist, daß jeder Fremde ihn sehen will, daß er selten jemand einen Besuch verweigert, und daß es unter diesen neugierigen Besuchern gewiß mehrere giebt, welche von ihm

wenig oder gar nichts weiter als seinen Namen wissen. Wenn er gleich in einem kleinen Hause, an einem einsamen Orte der Stadt lebt, so wimmelt es doch immer von Fremden bei ihm, die er freundschaftlich aufnimmt, denen er sich freundschaftlich mittheilt. — Er speiset selten allein; ein oder ein Paar Freunde machen seine Tischgesellschaft aus. Man ißt bei Kanten, und macht gerne auf zahlreiche Schüsseln Verzicht; denn der Philosoph bemühet sich beständig, seine Gäste gut zu unterhalten. Sein Vortrag ist angenehm; er spricht viel, und breitet sich über die ausgesuchtesten Kenntnisse aus jedem Fache aus. Gegenstände der phisikalischen Geographie und politische Materien, sind seine angenehmste Unterhaltung. Einen großen Theil seiner Muße, und insbesondere die Sonntags-Vormittage füllt er mit Lesen von Zeitungen und andern periodischen Blättern aus. Ueber solche Materien ihn urtheilen zu hören, ist äußerst interessant und lehrreich. Er zeigt manche Dinge in einem ganz neuen Lichte; manche, welche andern Lesern unbedeutend zu seyn scheinen, bekommen durch seinen Scharfsinn die größte Wichtigkeit. Mehrmals erforscht und ent-

deckt er Ursachen der scheinbar heterogenesten Wirkungen, auf welche man niemals würde gerathen seyn, und ziehet oft aus dem Gegenwärtigen Folgen für die Zukunft, die schon öfter eingetroffen sind.

Insbesondere fesseln seine Bemerkungen, Schilderungen und Erzählungen, welche die Geographie, und namentlich die phisikalische betreffen, jedermanns Aufmerksamkeit. Er ist, ohne jemals über einige Meilen weit von seiner Geburtsstadt Königsberg gereiset zu seyn, mit der Lage, dem Klima, der Einrichtung und Staatsverfassung, den Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten aller Länder, ja man möchte sagen, ihrer einzelnen Provinzen, Distrikte und Städte, und mit dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen ihrer Einwohner, so wohl bekannt, daß ein aus China kommender Reisender, als er unsern Professor von diesem Lande sprechen hörte, ihn fragte: seit wie lange er China verlassen habe?

Schmeichelei ist Kanten verhaßt. Er sagt: „Schmeichler, Jaherren, die einem bedeutenden Manne gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwachmachende Leidenschaft, und sind Verderber der

Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben. „Er ist ein Mann von Welt; bei ihm ist kein Ansehen der Person; er beträgt sich mit Feinheit und Höflichkeit gegen jedermann, welcher darauf Anspruch hat; aber nur — „wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm;" den ehret er! Sein Grundsatz ist: „Nichts ist gut an sich selbst, als allein ein guter Wille," und nach diesem lediglich bestimmt er auch den Werth und die Würde eines Menschen. Hier ein Beispiel. In einer Gesellschaft, wobei sich unser Philosoph befand, hatte sich das Gespräch auf unsern wahrscheinlichen Zustand in einem andern Leben, das einstige Wiedersehen unserer hier Geliebten, und die Freuden, welche wir dort aus dem Umgange mit den Helden und Weisen der Vorzeit würden schöpfen können, gelenkt. Es wünschte sich der Eine mit diesem, der andere mit jenem großen Manne, mit einem Cicero, Cäsar, Homer, Plato, Newton ꝛc. einst zusammen zu treffen. Als man nun Kanten um seine Meinung befragte, sagte er: „In einem andern Zustande würde ich niemanden früher zu finden wünschen, als meinen alten treuen Lampe." Dieser Lam-

pe war Kant's Diener, dessen er sich immer noch mit Liebe und Achtung erinnert, und dadurch zugleich diesem ehrlichen Alten in den Herzen aller guten Menschen ein beneidenswürdiges Ehrendenkmal errichtet.

Kant zeichnet sich vor so manchem andern Gelehrten und Denker durch den Umstand aus, daß er einen Gedanken, welcher ihm einfällt, nie so weit verfolgt, daß er dadurch seine Aufmerksamkeit von dem, was so eben in der Gesellschaft vorgeht, sollte abwendig machen lassen. Er ist da nie im Nachdenken verloren, sondern schließt, um so zu sagen, sein tiefes Forschen und seine philosophischen Spekulazionen in seine Stubierstube ein. Man kann sich kaum davon überzeugen, daß der so muntere launigte Gesellschafter der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft sey.

Kant ist ganz Herr über sich selbst. Er hat nicht nur die Vernunft auf den Thron der Philosophie erhoben, und ihr alle Dinge, das Sichtbare und Unsichtbare, unterthan, sondern er hat auch sich selbst zu ihrem Sclaven gemacht, und beobachtet unverbrüchlich ihr Gesetz. Er lebt, wie er lehrt! Diese Worte machen die ganze Kritik seiner Hand-

lungen aus, und niemand kann aufstehen, und dem Philosophen etwas vorrücken, was Tadel verdiente. Zwar wagte sich der Zahn des Neides an ihn, man wollte gefährliche Grundsätze in seinen Schriften entdeckt haben; allein Kant beschämte seine Feinde, und gewann die Gunst seines Königs. — Seine Triebe, seine Neigungen hat er ganz in seiner Gewalt, und ist demnach in jeder Hinsicht ein Philosoph; für die Welt, für die Schule und für sich selbst.

Das hohe Alter Kants, — er zählet bereits 76 Jahre, zwang ihn, seine Professorstelle niederzulegen; doch arbeitet er immer noch als Schriftsteller für die Welt. —

Wenn er arbeitet, muß vollkommene Ruhe um ihn herrschen, nichts darf ihn stören. Dieses erstreckte sich selbst bis auf seine Vorlesungen. Das mindeste Geräusch war hinreichend, besonders in seinem höhern Alter, den Faden seines Vortrags zu verwirren oder gar zu zerreissen. Um seine Aufmerksamkeit zu fixiren, pflegte er gewöhnlich seinen Blick auf denjenigen aus den Zuhörern zu richten, der ihm gerade gegenüber saß. Dieß war eine Zeitlang ein junger Mann, welchem ein Knopf an seinem

Rocke fehlte, und der diesem Mangel aus Nachläßigkeit nicht abhalf. Kant blickte mit unverwandten Augen auf ihn, und auf die Stelle an seinem Rocke hin, wo der Knopf fehlte und blieb so ungestört. Kurz darauf ließ sich der Student einen neuen Knopf annähen, und erschien wieder an seinem gewöhnlichen Platze. Jetzt war der Professor während der ganzen Stunde zerstreut, verlohr öfter den Faden seines Vortrags, und in seinen Beweisgründen herrschte kein Zusammenhang. Nach geendigter Vorlesung ließ er den Studenten zu sich kommen, und sagte zu ihm: er habe seit geraumer Zeit bemerkt, daß ihm ein Knopf an seinem Rocke fehle. Der junge Mann fiel ihm hier in die Rede, und bat um Verzeihung, daß er so lange nachläßig genug gewesen sey, sich den Knopf nicht wieder annähen zu lassen. Nein, nein, erwiederte Kant, das meine ich nicht; ich wünschte vielmehr, daß sie den Knopf wieder wegnehmen ließen; denn er stört mich.

Kant macht alle Tage nach dem Mittagsessen einen Spaziergang von zwei Stunden; denn es früh zu thun, dazu mangelt es ihm an Zeit, und wählt gewöhnlich den

Weg

Weg nach dem holländischen Baume. Die unfreundlichste Witterung kann seinen Spaziergang nicht verhindern, den er mit Recht zur Erhaltung seiner Gesundheit für nothwendig hält. Er nimmt dann seinen blauen Regenrock und bekümmert sich wenig darum, daß, wer ihm begegnet und ihn nicht kennet, ihn eher für einen ehrlichen Bürger aus Königsberg ansieht, als für den Lehrer der Welt!

Kant ist unverheurathet geblieben; seine Vermögensumstände in jungen Jahren gestatteten ihm nicht, in das Verhältniß eines Familienhauptes zu treten. Demohngeachtet ist er ein großer Bewunderer und sogar Liebhaber einer anständigen Frauenzimmer Gesellschaft; und da der Zirkel seiner Freunde immer kleiner zu werden anfieng, ließ er Ausdrücke des Bedauerns von sich hören, daß er nicht vermögend gewesen sey, aus dem Stande der Ehelosigkeit herauszugehen. Dafür hat er sich nun mit der Philosophie vermählt, und ist ein treuer Ehemann, hat eine zahlreiche und unsterbliche Nachkommenschaft. Sein Geist schließet sich eben so leicht an die abstraktesten Wahrheiten an, als an die alltäglichste Unterhal-

tung. Keine Dame ist eine größere Kenne=rinn, als er Kenner, von Blonden, Mus=linen, Bouffanten, Hauben, Halstüchern und Spencern.

Gegen Arme ist Kant sehr wohlthätig; er unterstützt manchen im Stillen, und theilet beträchtliche Summen seinen dürfti=gen Verwandten mit.

In seinem zuletzt herausgekommenen Werke — der Streit der Fakultäten — sagt Kant von sich selbst: „Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge we=nig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hipochondrie, welche in frühern Jahren bis an den Ueberdruß des Lebens gränzte. Aber die Ueberlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht bloß mechanisch und nicht zu heben sey, brachte es bald da=hin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und während dessen, daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopfe doch Ruhe und Heiterkeit herrschte, die sich auch in der Gesellschaft, nicht nach abwechslen=den Launen, — wie Hipochondrische pflegen — sondern absichtlich und natürlich mitzu=theilen nicht ermangelte. Und da man des

Lebens mehr froh wird durch das, was man im freien Gebrauche desselben thut, als was man genießt, so können Geistesarbeiten eine andere Art von befördertem Lebensgefühl den Hemmungen entgegen setzen, welche bloß den Körper angehen. Die Beklemmung ist mir geblieben; denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden, durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht angienge."

Georg Forster.

Dieser Gelehrte war im Jahr 1754 zu Nassenhuben bei Danzig gebohren, und begleitete als Jüngling seinen Vater, den berühmten Weltumsegler, Johann Reinhold Forster, auf der großen Reise in die Südsee, die Cook in den Jahren 1772 bis 1775 unternahm. Er lebte dann zu London, reiste nach Frankreich und erwarb sich daselbst Büffons Freundschaft.

Im Jahr 1779 ward er Professor der Naturgeschichte am Karolinum zu Cassel, erhielt hierauf 1784 zu Wilna eben dieselbe Professur mit dem Charakter eines geheimen Raths, verließ aber diesen Posten nach einigen Jahren wieder, und würde noch eine Reise um die Welt unternommen haben,

wenn nicht Katharina die zweite, die dieselbe im Jahr 1787 veranstalten wollte, an der Ausführung ihres Planes durch den Türkenkrieg verhindert worden wäre.

Bald darauf wurde er nach Mainz als Professor und Bibliothekar mit dem Titel eines Hofraths berufen; und hier war es, wo ihn sein Enthusiasmus, der aber freilich nicht immer von kalter und unbefangener Ueberlegung unterstützt wurde, zu Fehltritten verleitete. Der Anfang der Revoluzion in Frankreich begeisterte ihn so sehr, daß er alles bürgerliche Gute bloß von einer durch die Neufranken bewirkten Staatsveränderung erwartete, und sich bald an die zahlreichen Anhänger derselben in jener Stadt anschloß.

Viele Freunde riethen ihm, Mainz in einem so kritischen Zeitpunkte zu verlassen: allein er hatte zu wenig Entschlossenheit, um einen festen Plan zu fassen; und es hielt ihn theils die Noth seiner Familie, die bei Niederlegung seiner Stelle wenig Unterhalt gehabt haben würde, theils der Wunsch, seinen Mitbürgern einige Dienste erweisen zu können, in der bedrängten Stadt bis zum Einmarsch der Republikaner zurück. — Nun konnte er nicht mehr neutral bleiben; er er-

klärte sich also, da er durch seine Fertigkeit in der französischen Sprache bald mit der Generalität vertraut worden war, ganz für die Revoluzion, ward Klubist, und nahm an den in Mainz gemachten Aenderungen den lebhaftesten Antheil. Er brachte den Bürgern, besonders aber der Universität, einige Vortheile zuwege, und war auch bei andern Geschäften der Franzosen, für die er sich mit dem lebhaftesten Eifer interessirte, sehr thätig; er nahm z. B. die Grafen von Leiningen gefangen.

Endlich im Jahr 1793 wandte er sich als Klubist nebst einigen andern Anhängern der Neufranken nach Paris, ganz begeistert von der Hoffnung, in dieser Stadt wahre Freiheit und wahres Bürgerglück zu finden. Aber plötzlich verschwand der schöne Traum; die Gironde war hier eben gestürzt worden, ganz Frankreich beugte sich unter das Joch des Tirannen Robespierre, und die Grausamkeiten des Bergs ließen nie den Gedanken an Erlangung der Freiheit Wurzel schlagen.

Forster sah nun, daß er hier nichts zur Beförderung des Menschenwohls thun könne, bereute seinen Uebertritt, und schilderte

die traurige Stimmung seiner Seele in vielen lesenswürdigen Briefen, die man in den Friedenspräliminarien, einer Monathschrift von Huber, findet. — Nur selten dämmerte ihm ein Strahl der Hoffnung; der Kummer raubte ihm bald seine Gesundheit, und schon im 39. Lebensjahre, am 11. Januar 1794, endigte ein scorbutisches Fieber seine Tage, die er vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, noch unter der Guillotine hätte beschliessen müssen. — Forster ist ohne Zweifel einer der geistvollsten Schriftsteller unsrer Nazion. Seine Ansichten von Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich und seine kleinen Schriften verbürgen dieses Urtheil.

Bürger.

Unser eben so sehr gepriesene als verkannte Dichter, Gottfried August Bürger, wurde im Jahr 1748 zu Wolmerswende, im Fürstenthum Halberstadt, geboren, und zwar, wie er selbst sagte, in der ersten Stunde des Jahres, unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüssen pflegte.

Von seiner Kindheit erzählte er, daß seine Aeltern sich gar nicht zu grossen Erwartungen von ihm berechtigt, vielmehr ihn für einen erzdummen Jungen gehalten hätten; wie er denn überhaupt, sowohl am Leibe als Geiste, nur langsam gewachsen sey. Bis

in sein zehntes Jahr lernte er durchaus nichts als lesen und schreiben; behielt aber mit grosser Leichtigkeit im Gedächtnisse, was er sowohl in der Bibel, als im Gesangbuche las. Er versichert: daß jene Fertigkeiten eben so wenig, als irgend eine andere Kenntniß seines nachfolgenden Lebens bis in sein männliches Alter, ihm die geringste Anstrengung oder Mühe gekostet hätten; es wäre auch sehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und ausser denselben an Geduld gefehlet, ein Buch anhaltend auszulesen. Er müßte sich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse thäte, wie und woher der Plunder alle hineingekommen? Das Meiste wäre ihm hier und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angeflogen.

Aber schon als zehnjähriger Knabe suchte Bürger zuweilen die Einsamkeit. Er liebte vorzüglich die freien, grünen und mit sparsamem Buschwerk bewachsenen Hügel, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte. Das Grausen, welches uns oft in der Einsamkeit,

oder in der Dämmerung, wann Tag und Nacht sich scheiden, oder im Mondscheine, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verursachte ihm eine sehr angenehm erschütternde Empfindung.

Schon diese Züge scheinen eine besondere Stimmung der Phantasie und poetische Anlage zu verrathen; aber diese Anlage zeigte sich noch deutlicher dadurch, daß der Knabe ganz aus eigenem Triebe anfieng, Verse zu machen, ehe er noch die allerersten Elemente der Grammatik erlernt hatte. Das größte Verdienst dieser Verse mochte freilich wohl darin bestehen, daß sie im Metrum vollkommen richtig waren. Noch als Mann that er sich oft etwas darauf zu gute, daß er in dieser Rücksicht schon als Knabe manche erwachsene und geschickte Leute übertroffen habe, die für einen Fuß in der Scansion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze Silbe, für einen richtigen oder unrichtigen Reim, für einen männlichen oder weiblichen Ausgang kein Ohr haben. Bürger hörte und fühlte das Alles in seiner ersten Kindheit schon gleichsam von Natur; er wußte, was recht oder unrecht war, und ließ, nach seinem eigenen Ausdrucke, sich

dabei todt schlagen; er wußte aber nicht, warum.

Im Jahre 1764 bezog er die Hallische Universität, um nach dem Willen seines Großvaters, Theologie zu studieren. Dieses Studium war zwar seiner Neigung ganz entgegen, und er hätte lieber jedes andere gewählt; aber der Großvater, von dem er, zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters, ganz abhing, wollte durchaus einen Geistlichen aus ihm haben. Bürger hat auch wirklich einmal in einer Dorfkirche in der Gegend von Halle geprediget. Aber endlich erlaubte ihm sein Großvater nicht nur 1768 nach Göttingen zu gehen, sondern auch, die seiner Neigung so wenig entsprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen.

In Göttingen legte er sich nun mit einigem Eifer auf die Rechtswissenschaft, und lernte wenigstens seine Pandecten recht gut zu verstehn. Aber nach und nach verlohr Bürger den Hauptzweck seines Aufenthalts in Göttingen so sehr aus den Augen, daß der Großvater, der Alles erfuhr, allmählig seine Hand von ihm abzog, und ihn, den er für einen ohne Rettung verlohrnen Menschen

ansah, ganz ohne Unterstützung ließ. Einer seiner nachherigen besten Freunde sagt: Bürger sey damals in einer Lage gewesen, daß man ihn habe kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. — Indessen hatte er doch das Glück, mit einer Gesellschaft trefflicher Köpfe, die seinen Werth wenigstens zu ahnden wußten, in Bekanntschaft und mit der Zeit in einige Freundschaft zu kommen. — Ohne diese wackern Freunde, die ihn hielten, wäre Bürger vielleicht wirklich verlohren gewesen. Glücklicher Weise verdrängte ihn auch ein rüstigerer Liebhaber aus dem Herzen der Zauberin, die ihn fesselte, und er warf sich wieder in das Studium der alten Litteratur.

Er machte um diese Zeit auch Verse; allein seine Freunde bemerkten oder achteten doch damals noch nicht die Geniefunken, welche aus den ungeheuer erhabenen Produkten, die er ihnen zuweilen vorlas, hervor blitzten. Aber einst hatte er in einer Gesellschaft auf Sprengels Zimmer einen Abend froh hingebracht, und seinen Ueberrock zurück gelassen. Diesen forderte er am andern Morgen in einer burlesken, aber geist-

vollen Epistel in Versen wieder. Sprengel fand in dieser Epistel viel Genialisches, und auch Boie, dessen Urtheil damals auf ihn zu wirken anfing, meinte, er habe hier vielleicht zufällig die Art getroffen, in der er in der Folge etwas vorzügliches leisten könnte. Dadurch wurde er zu ähnlichen Versuchen ermuntert, und sein nächster war das erste von ihm gedruckte Lied: Herr Bachus ist ein braver Mann, ꝛc., welches unverändert, so wie es niedergeschrieben worden war, bekannt gemacht wurde.

Um diese Zeit las und studierte er mit seinen Freunden gemeinschaftlich die besten Muster der Alten und Neuern, der Franzosen, der Engländer, und Italiener und auch der Spanier, deren Sprache sie mit grossem Eifer und zum Theil ohne Lehrer erlernten. Shakespear war so sehr ihr Liebling und Muster, daß sie in ihrem Zirkel nur in seinen Ausdrücken zu reden pflegten.

Schon im Jahre 1771 wurde Bürger in Göttingen als Dichter genannt, und manches Gelegenheitsgedicht von ihm wurde bezahlt, gedruckt, und vergessen. — Hölty, der seinen Namen hörte, sobald er nach

Göttingen kam, suchte ihn auf, und Bürger, der gleich erkannte, was in diesem noch nicht entwickelt war, führte ihn seinem Freunde Boie zu. Nun kamen auch Voß, die Grafen von Stollberg, und Cramer nach Göttingen, und die Gesellschaft fing an sich zu bilden, aus der einzelne Mitglieder nachher so mächtig auf die deutsche Litteratur gewirkt haben, und zum Theil noch fortwirken.

Im Jahre 1772 brachte es Boie nach vielen Schwierigkeiten dahin, daß die Herren von Uslar, mit denen er gelegentlich bekannt worden war, unserm Bürger die Stelle ihres Justiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen übertrugen. Die Freunde des Dichters sahen zwar recht gut ein, daß diese Stelle sich für ihn eigentlich gar nicht schicke, daß sie einen Mann von so lebhaftem Geiste weder befriedigen, noch angenehm beschäftigen könnte: aber Bürger hatte nicht zu wählen, und sie schien wenigstens seiner gegenwärtigen traurigen Lage ein Ende zu machen. Eigentlich sollte dieses Aemtchen auch nur Zuflucht, nur Rettung aus dringender Noth seyn. Bürger sollte darinn die Ruhe finden, der er bedurfte zur völligen Entwicklung seines Gei-

stes, und zur Erschaffung und Vollendung eines Meisterwerkes, wozu er damahls noch die volle Kraft in sich fühlte. Mit diesem sollte er dann hervortreten, um die Aufmerksamkeit derer auf sich zu ziehen, welche ihm einen größern Wirkungskreis anweisen konnten. So gut aber dieser Plan, den damaligen Umständen nach, angelegt seyn mochte; so verschaffte ihm das Amt doch die Ruhe und Bequemlichkeit keinesweges, welche er davon gehofft hatte.

Der gute Großvater, der, wie ich bereits angeführt habe, seine Hand von dem Enkel abgezogen hatte, weil er glaubte, es würde, bei der planlosen Lebensart desselben, nie ein zu Geschäften brauchbarer Mann aus ihm werden, wurde nun, da er hörte, daß dieser sich um ein Amt bewerbe, versöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden, und kam, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst, um ihn bei seiner Einrichtung zu unterstützen, und die erforderliche Kautions-Summe zu erlegen. Da er aber das Geld seinem Enkel in die Hände zu geben Bedenken trug, und Boie, der Einzige, den er als dessen Freund nahmentlich kannte, zum Unglück verreiset war: so

vertraute er es den Händen eines Mannes an, dessen eigene Umstände zerrüttet waren, der aber selbst einen so vorsichtigen Greis zu täuschen die Gewandtheit hatte, und durch den Bürger nachher mehr als sieben hundert Thaler an diesem Gelde verlohr.

Dies legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in unsers Dichters ökonomischen Umständen, welche, leider! bis an sein Ende fortdauerte, und nicht allein bei Leuten, die ihn nicht näher kannten, seinen moralischen Charakter oft zweideutig machte, sondern höchst wahrscheinlich auch auf seinen poetischen und literarischen Charakter Einfluß hatte.

Um desto ungehinderter alle Zeit und Kraft, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig liessen, auf die Hervorbringung irgend eines Werkes verwenden zu können, welches ihm einen seinen Fähigkeiten angemesseneren Wirkungskreis verschaffte, hätte Bürger fürs erste noch nicht heurathen müssen. So sehr er selbst davon überzeugt war, so war doch kaum ein Jahr verflossen, als eine von den Töchtern des benachbarten Hannöverischen Beamten Leonhart zu Niedek einen so starken Eindruck auf ihn machte, daß er seinen

Vor-

Vorsatz schnell vergaß, sich um die Hand dieses guten, und großmüthigen Frauenzimmers bewarb, und sich im September 1774 ehelich mit demselben verband.

Nun vermehrten sich mit dem Anwachs seiner Familie seine Bedürfnisse, ohne daß die Einnahme in gleichem Verhältnisse zugenommen hätte. Bürger fing daher an, eine Verbesserung seiner Umstände immer sehnlicher zu wünschen. Er machte sich einige Hoffnung, seinem Schwiegervater, der 1777 verstorben war, in dem ungleich einträglichern Amte Niedeck nachzufolgen; allein diese Hoffnung konnte, aller Fürsprache ungeachtet, bei der Menge der bereits in Kammerdiensten stehenden Expectanten, nicht wohl erfüllet werden.

Um daher seine ökonomische Umstände einstweilen zu verbessern, und um sich und seiner guten Gattinn mehr Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen zu können, beschloß er eine Pachtung zu übernehmen. Er trat dieselbe im Jahr 1780 an, aber er sah sich bald genöthiget, diesen Erwerbszweig wieder fahren zu lassen, und die Pachtung 1783 aufzukündigen, nachdem er bei diesem Un-

ternehmen einige tausend Thaler zugesetzt hatte.

Noch konnte dieser Verlust, durch den er den größten Theil der ihm von seinem Schwiegervater zugefallenen Erbschaft wieder einbüßte, nicht verschmerzt seyn, als ihm eine andere Kränkung zubereitet wurde. Ein Mitglied der Uslarischen Familie nehmlich, ein Mann, der unserm Bürger ohnehin nicht gewogen war, ließ sich durch die wiederholten Ohrenbläsereien eines sehr verschmitzten Menschen endlich dahin bringen, daß er seinen Amtmann bei der Regierung zu Hannover verklagte, aber ehe noch über diese Sache entschieden wurde, suchte Bürger selbst um seine Entlassung von der Familie, welches im Jahre 1784 geschah, nachdem kurz vorher seine gute und edle Gattinn an der Schwindsucht gestorben war.

Nun war also Bürger wieder frei; aber wenn er sich zwölf Jahre vorher genöthiget sah, ein Amt anzunehmen, um leben zu können: so war das Bedürfniß eines sichern Unterhaltes jetzt noch dringender für ihn, weil er Kinder hatte. Auf der andern Seite war ihm die Art seiner bisherigen Amtsgeschäfte, die ihm

nie viel Vergnügen gemacht hatte, nun vollends zuwider geworden. Er wünschte, sich künftig ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Zu diesem Ende beschloß er, sich wieder nach Göttingen zu begeben, daselbst die Herausgabe seines Musen-Almanachs zu besorgen, und fürs erste als Privat-Lehrer Vorlesungen über Aesthetik, deutschen Stil und ähnliche Gegenstände zu halten. Manche seiner Freunde wiederriethen es ihm, weil sie glaubten, Göttingen wäre gar nicht der Ort, an welchem er gedeihen könnte. Einer suchte ihn für Berlin, ein anderer für einen andern Ort zu gewinnen, und Alle wollten ihn gerne in ihrer Nähe haben. Aber er glaubte damals nirgends so gute Aussichten für sich zu finden, als in Göttingen. Zunächst glaubte er darauf rechnen zu dürfen, durch Kollegia, Privat-Unterricht und andere gelehrte Arbeiten so viel zu verdienen, als er zum Unterhalte brauchte; und in der Folge, hoffte er, würde die Regierung ihn als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften anstellen und mit einem Gehalte versehen, weil er sichs bewußt war, sein Nahme werde der Universität weder Schaden noch Schande

bringen. Allein seine Hoffnung, Professor zu werden, wurde erst fünf Jahre nachher erfüllet, und mit einer Besoldung versehen zu werden, erlebte er gar nicht.

Im Jahre 1785 verband er sich am Altare zu Bissendorf, nicht weit von Hannover, mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattin, mit einer bis an ihren Tod angebetheten, und nach ihrem Tode noch so hoch gefeierten Molly, mit der sein Herz schon seit vielen Jahren aufs allerinnigste verbunden gewesen war. Ueber diese Verbindung, welche für Bürgern eine Quelle von Trost und Wonne, aber auch von Sorgen, Kummer und bitterem Leiden war, würde ich hier etwas sagen müssen, weil sie theils großen Einfluß auf seinen moralischen und poetischen Charakter und auf seine Schicksale gehabt, theils Gelegenheit zu manchem strengen, lieblosen und ungerechten Urtheile über seine sittlichen Grundsätze gegeben hat, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte.

Im Oktober 1785 kam er mit dieser süssen Anvermählten nach Göttingen; hatte sich aber kaum daselbst eingerichtet, als ihn der allerhärteste Schlag traf, der ihn treffen

konnte; als er dasjenige verlohr, dessen rechtmäßiger Besitz ihn allein entschädigen konnte für Alles, was er entbehren mußte; mit einem Worte, als ihm der Tod seine Molly wieder entriß, welche ihm kurz vorher eine Tochter geboren hatte. Wie ihm bei diesem Verluste zu Muthe war, davon gibt die Art, wie er ihn seinen Freunden anzeigte, nur eine schwache Vorstellung. Hier ist der Trauer-Brief:

Göttingen, den 10. Januar 1786.

„Auch meine zweite Gattin, meine liebenswürdige Auguste Wilhelmine, Sie, die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war, hat gestern, am fünfzehnten Tage nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grausames, unüberwindliches Fieber getödtet. O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe, noch den nahmenlosen Schmerz, worunter nun mein armes auf immer verwittwetes Herz

erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer!"

Bürger schien nun allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Seele verlohren zu haben. Alle seine Freunde und Bekannte, welche das ungemein holde und liebenswürdige Geschöpf gekannt haben, stimmen darin überein, daß Bürger, wenn er seine Molly behalten hätte, nicht allein zufrieden und glücklich gelebt haben, sondern auch mit der Zeit gewiß in bessere Vermögensumstände gekommen seyn würde. Sie würde ihm Lust und Muth und Kraft zum Erwerben verliehen, und das Erworbene fein zu Rathe gehalten haben.

Indessen suchte er sich, nachdem die Zeit und die Zerstreuung der Reise, welche er bald darauf nach Brüssel machte, seinen Schmerz noch mehr abgestumpft hatten, so gut es gehen wollte, aufzuraffen, und fing nun wieder an, sich den akademischen Beschäftigungen ganz zu widmen. Im Winter 1787 hielt er öffentliche Vorlesungen über die kritische Philosophie, welche zahlreich besucht wurden. Inzwischen hatte seine Gesundheit, die schon lange zerrüttet gewesen war, durch die vielen grossen und kleinen

Leiden und Unannehmlichkeiten, welche er erfahren hatte, immer mehr gelitten, und nothwendig mußten dadurch auch die Schwingen seines Geistes gelähmt werden. Er schrieb einst: „Immerwährende Kränklichkeit des Leibes belastet mehr denn allzu oft die natürliche Kraft und Thätigkeit meines Geistes mit so drückenden Fesseln, sie lähmt dergestalt die lebendigsten Springfedern des Herzens: daß bisweilen kein Leben, kein Streben, kein Wunsch mir noch übrig zu seyn scheint, als der letzte Wunsch aller Mühebeladenen und Müden, der Wunsch aus einem beschwerlichen zusammengepreßten Dasein in die Ruhe hinab zu taumeln." —

So quälte er sich unter körperlichen Leiden und ungewohnten zum Theil nicht leichten Arbeiten fort, bis im Jahr 1787 seine Gesundheit, nach einer gebrauchten Cur, ein wenig besser geworden zu seyn schien. Jetzt hatte er der heitern Stunden mehr, in denen er das längst empfangene hohe Lied vollendete und gebar, einige andere Gedichte verfertigte, und Vorbereitungen zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte machte, welche 1789 in zwei Bänden erschien.

Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität zu Göttingen im Jahr 1787, die er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Fakultät, auf den Vorschlag des geheimen Justiz-Rathes Michaelis, damaligen Dechanten derselben, die Doctor-Würde. Zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er endlich zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt.

Da Bürger nun wieder ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Versorgung hatte, so wurde der Wunsch immer lebhafter in ihm, seine drei Kinder, welche er schon seit mehrern Jahren von sich hatte entfernen müssen, wieder zu sich zu nehmen und für ihre Erziehung selbst sorgen zu können. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllet werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum dritten Mahle zu verheirathen, und sah sich hier und dort nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter seyn, und ihm den Verlust seiner Molly, wenn auch nicht ganz ersetzen, dennoch min-

der schmerzlich machen konnte: als ihm von Stuttgard ein Gedicht zugesendet wurde, worin ein dem Ansehen nach edles Mädchen von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürgers Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag Anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie, und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterin ein sehr reitzendes Bild entwarfen: so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiente doch wohl eine ernstlichere Erwägung. Ein Mädchen, meinten sie, welches den Muth hätte, öffentlich aufzutreten, und einem Manne, der so Vielen im Publikum lieb und werth wäre, sich als Gattin anzubiethen, müßte doch wohl von unbescholtenem Adel des Herzens und der Sitten seyn. Wäre das nicht der Fall, so würde ja wohl mehr als eine Stimme sich erheben, um den Freund vor dem Syrenen-Gesange zu warnen. Diese Betrachtungen bewogen ihn zuvörderst, das Lied poetisch zu beantworten, und diese Beant-

wortung leitete Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger sein Schwabenmädchen im October 1790 als Gattin abholte. — Daß er aber in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung nur wenige Wochen glücklich war, daß sie nachher für ihn eine Quelle des bittersten Kummers, daß sie nach drittehalb Jahren durch richterliche Entscheidung wieder getrennt wurde, und daß sie zu Bürgers frühem Tode nicht wenig beigetragen zu haben scheint: das Alles wird den meisten meiner Leser bekannt seyn.

Im Februar 1793 wurde also Bürger zum dritten Mahle Wittwer, nachdem er, vorzüglich in den letzten fünf Monathen dieser unglücklichen Ehe unaussprechlich viel Unangenehmes und tief Kränkendes erfahren hatte. Einsam und von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erschöpft, verbarg er sich jetzt in sein kleines Studier-Zimmerchen, das er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete.

Zu den widrigen Schicksalen, welche unsern guten Bürger niederdrückten, gehörte nun auch, daß er ohne alle gewisse Einnah-

me und seine Kasse ganz erschöpft war. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit und den geringen Rest seiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen. — So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation, mit dem Verdeutscher des Homer gekommen! —

Unterdessen wurden die Kräfte seines siechen Körpers immer schwächer. Er fing erst jetzt eigentlich an zu merken, daß seine Gesundheit zerrüttet sey, und für die Wiederherstellung derselben besorgt zu werden. Mancherlei kleine und große Beschwerden und Zufälle wechselten mit einander ab, und zwischen durch schimmerte auch wohl ein schwacher Schein von Hoffnung zur Besserung; bis endlich die Brustbeschwerden immer mehr überhand nahmen, und die gefürchtete eiternde Lungen-Schwindsucht sich deutlich verrieth. Erst wenige Tage vor seinem Ende lernte Bürger die über seinem Haupte schwebende unüberwindliche Todesgefahr kennen. Er sagte zu seinem Freunde und Arzte, Althof, er würde es gern sehen, wenn in

seiner Todesstunde sich einige Freunde um ihn versammelten, und sich, ohne die allergeringste Betrübniß zu äussern, in munteren und geistreichen Gesprächen unterhielten, indem er die Augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Am 8. Junius 1794 verging ihm gegen Abend der kleine Ueberrest von Sprache vollends, und bald darauf blies er sanft seinen letzten Athem aus, in einem Alter von 46 Jahren, fünf Monathen und acht Tagen. —

Aus dem, was so eben von den Lebensumständen dieses Dichters gesagt worden ist, erhellet zur Genüge, daß seine äußern Verhältniße der Ausbildung und Vervollkommung seiner gewiß nicht gemeinen Anlagen und Fähigkeiten nie günstig, sondern vielmehr in jeder Periode äußerst hinderlich waren. Hat also Bürger, aller ungünstigen Umstände ungeachtet, viel geleistet: was hätte er nicht leisten konnen, wenn Nichts ihn gehindert hätte, ganz den Musen zu leben; wenn er nur mit ihnen und ihren Vertrauten hätte umgehen dürfen, und wenn vollends sein Körper die ihm angebohrne Kraft nicht zu bald verloren hätte! Sehr

wahr sagt also der Sänger des hohen Liedes:

„Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth!“ —

Was Bürgern, als Mensch betrachtet, am meisten auszeichnete, das war ein ungemein hoher Grad von Herzensgüte und Wohlwollen gegen alle Geschöpfe. Diese Herzensgüte und dieses Wohlwollen gegen Andere zeigten sich aber nicht bloß durch wörtlich geäußerte Theilnahme an fremdem Unglücke; sondern er pflegte es auf die thätigste Art zu beweisen, wie innig und aufrichtig seine Theilnahme war. Aber Weichheit des Herzens und Empfänglichkeit für Mitleid, selbst mit Menschen, die es um ihn so wenig verdient hatten, war nicht der einzige rühmliche Zug in Bürgers Charakter. Sein moralischer Sinn war eben so fein und zart, als sein ästhetischer, und seine Grundsätze waren gewiß nicht verwerflich, wenn er gleich zuweilen, oder vielmehr oft, verleitet wurde, ihrer zu vergessen. Gute und edle Handlungen, die er von Andern las, oder hörte, konnten ihn oft in trüben

Stunden aufheitern, zumahl wenn es Männer von Ansehen und Einfluß im Staate betraf. Es ist doch eine Freude zu sehen, pflegte er dann wohl auszurufen, daß es noch Menschen giebt, denen Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen! — Das Lied vom braven Manne ist ein sehr wahrer Ausdruck dieser Gesinnung. — Bei der großen Redlichkeit und Biederkeit seines eigenen Herzens wurde es ihm gewöhnlich sehr schwer, Andern in einem hohen Grade schlechte Handlungen zuzutrauen. Sein fester Glaube an Menschenwürde und Menschenadel sträubte sich immer dagegen, ob er selbst gleich oft und auf mannigfache Weise ein Opfer dieses Glaubens geworden war.

Marmontel.

Johann Franz Marmontel hat unter den französischen Schriftstellern, welche das Gebiet der schönen Litteratur bearbeitet haben, einen vorzüglichen Rang in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts erhalten; und seine moralischen Erzählungen, wovon uns Hr. Hofrath Schütz in Jena eine meisterhafte Uebersetzung zu liefern angefangen hat, werden wegen den feinen Schilderungen, welche sie enthalten, und wegen der schönen und korrekten Sprache, worinn sie abgefaßt sind, noch lange die Lieblingslektüre der Freunde der französischen Sprache bleiben.

Eben so unterhaltend und lehrreich sind seine Inca's, oder die Geschichte der Zer-

störung des Peruanischen Reichs, worinn die liebenswürdige Einfalt der Wilden mit den angenehmsten Farben geschildert, und die Grausamkeit und Bekehrungswuth der Spanischen Abentheurer sehr wahr und erschütternd dargestellt wird. In Belisaire wollte der Verfasser hauptsächlich den Fürsten einige Belehrungen mittheilen; allein die Einförmigkeit der Erzählung macht die Lektüre dieses Buchs etwas trocken und erweckt wenig Interesse für die handelnden Personen.

Marmontel war Mitglied der französischen Akademie, und in den letzten Zeiten ihres Daseins beständiger Sekretär derselben; man konnte ihm also nicht ganz verdenken, daß ihn die im Jahr 1790 bewirkte Aufhebung aller Akademien in Frankreich empfindlich schmerzte, und daß er überhaupt mit der ganzen Revoluzion sehr unzufrieden war. Der Titel eines Historiographen Frankreichs, den er schon lange geführt hatte, ging nun auch für ihn verlohren, und es blieb ihm nichts übrig, als sich auf ein Landgut zurückzuziehen, das er in der Nähe von Paris besaß.

Im Jahr 1796 wurde zwar Marmontel zum Associirten des neu angelegten Nazional-Instituts ernannt; allein er hat sich nicht als thätiges Mitglied gezeigt, und entsagte unstreitig aus Liebe zur Einsamkeit und Ruhe in seinem hohen Alter freiwillig der Ehre, unter den neuen Litteratoren des republikanischen Frankreichs eine Stelle einzunehmen. Er erschien aber dessen ungeachtet im Jahr 1797 als Mitglied des Raths der Alten, wozu ihn sein Departement erwählt hatte. — So groß auch immer die Achtung war, welche man ihm als einem Veteranen der französischen Litteratur bezeugen zu müssen glaubte, so konnten sich doch die hitzigen republikanischen Mitglieder des Conseils nicht enthalten, ihre Unzufriedenheit mit ihm öffentlich zu bekennen, da seine Grundsätze rojalistisch waren und er sich mit Eifer der katholischen Religion annahm, über die er in seinen Schriften sonst heftig geklagt und Toleranz vor allen andern Tugenden anempfohlen hatte. Er war aber doch so glücklich, nicht mit in dem Arrest-Dekrete vom 4. Sept. 1797 begriffen zu seyn, weil das Direktorium wahrscheinlich sein Alter und seine ehemaligen Verdienste

ehren wollte. Indessen wurde Marmontel doch am 30. Januar 1798 in St. Aubin für Gallion, im Departement der Eure, ergriffen und in das Gefängniß nach Verneuil abgeführt, aber kurz darauf wieder in Freiheit gesetzt, weil seine Angeber sich in der Person geirrt hatten. — Er verlebte indeß die noch wenigen übrigen Tage in einer fast an Elend gränzenden Dürftigkeit, und starb endlich den 21. Dezember 1799 am Schlagflusse, im 78. Jahre seines Alters, zu Abbeville bei Gaillon im Departemente der untern Seine, durch den politischen Parteigeist seines Vaterlandes beinahe vergessen.

Tallien
und
Therese Cabarrus.

Es ist vielleicht Niemand, der sich durch alle Stürme der Revoluzion so glücklich zu halten wußte, als Tallien, wozu sein ränkevoller Charakter wohl das meiste beitrug. Er ist der Sohn eines Kammerdieners der Familie von Choiseul, und wurde zu Paris in einem Collegio erzogen. Beim Ausbruche der Revoluzion suchte er die Grundsätze der Politik und der religiösen Freiheit zu verbreiten, war einige Zeit Mitarbeiter des Moniteurs, und wurde darauf Sekretair bei der Gemeinde von Paris.

Während der Schreckensregierung Robespierres ward Tallien als Kommissair des Nazional-Konvents von der herrschenden Parthei nach Bourdeaux gesandt: das Schrecken gieng vor ihm her. Durch den trüglichen Schein des Partheigeistes verführt, war er das blinde Werkzeug der Sache desselben an einer unglücklichen Stadt. — Plötzlich heitert die Szene sich auf, Gerechtigkeit tritt an die Stelle der Rache, und Tallien öffnet sein Herz den Gefühlen der Bruderliebe. Ist dem Gerüchte zu trauen, so war diese glückliche Umwandlung das Werk der Liebe und Theresens Cabarrus.

Diese schöne Therese ist in Spanien gebohren: allein ihr Vater ist ein Franzose, aus Bourdeaux gebürtig, welcher sich durch seine Talente und kühnen Spekulazionen, einen ungeheuren Reichthum erwarb. Lange hatte er in Madrit, als Vorsteher der Carlsbank, das Ansehen eines ersten Ministers, ohne jedoch zu dem Titel und der Ehre davon gelangen zu können. Jedermann weiß, daß er, wegen eines Verdachtes, die neuen Grundsätze, welche in Frankreich keimten, begünstiget zu haben, seine Freiheit verlohr, und daß seine Güter eingezogen

wurden. Doch dies waren nicht seine ersten Leiden. Die Eifersucht einer Dame vom Range hatte ihn schon früher genöthiget, seine Tochter, die er fast abgöttisch liebte, von sich zu entfernen; sie kam nach Frankreich und heirathete im vierzehnten Jahre einen Pariser Parlaments-Rath. Ihre Ehe war nicht glücklich, und die Revoluzion, welcher Therese anhieng, fachte die Fackel der Zwietracht noch mehr an, gab aber auch zugleich, durch eine minder strenge Gesetzgebung, das einzige Mittel dagegen, die Ehescheidung, an die Hand.

Als nachher Paris der blutige Schauplatz der Grausamkeiten einer zerstörenden Rotte ward, begab sich Therese nach ihrer väterlichen Stadt Bourdeaux, wo Tallien sich als Kommissair befand. Man weiß, daß diese Stadt gegen Paris aufstand, aber zu schwach war, ihr Vorhaben auszuführen.

Die Pariser Tyrannen, welche Talliens Milde gegen die Einwohner von Bourdeaux eine freiheitsmordende Barmherzigkeit nannten, riefen ihn zurück. Seine Geliebte, Therese, folgte ihm; und Tallien hatte den Schmerz, sie das Opfer ihrer Liebe werden zu sehen. Sie mußte als eine Gegenrevo-

luzionistin sechs Monathe lang im Kerker schmachten. Endlich ward sie zur Ehre des Schafotts bestimmt, und der zwölfte Thermidor (30. Juli) sollte diesen reitzenden Kopf vom schönsten Körper fallen sehen. Aber die Revoluzion vom neunten Thermidor (27. Juli) erhielt Theresen das Leben, und gab ihr die Freiheit wieder. Tallien war der Erste, der dem Riesen Robespierre am neunten Thermidor die Stirne bot: und wenigstens würde dieser Tag schwerlich der, für die Republik, so wichtige Tag geworden seyn, wenn nicht der für Tallien so furchtbare Tag so bald auf ihn hätte folgen sollen. — Nach dieser Katastrophe haben die Bande der Ehe Tallien mit Therese verbunden.

Therese Tallien, obgleich schon seit mehreren Jahren Mutter, ist noch im Frühlinge ihres Lebens; kaum vier und zwanzig Jahre alt. Ihr Wuchs ist vortheilhaft: ihr stolzer, majestätischer Gang hat gleichwohl nichts Beleidigendes für die Sittsamkeit. „Hätte ich, heißt es in einem Schreiben aus Paris, woraus diese Skizze genommen ist, Aneokeons oder Parny's Pinsel, ich würde diesen Kopf malen, dessen vollkommener Re-

gelmäßigkeit nur das Verhältniß der Nase um etwas Unbedeutendes schadet. — Ihr Arm ist der schönste, den das menschliche Auge sehen kann, und vielleicht, weil sie sich dessen zu sehr bewußt ist, hat sie das griechische Costüme angenommen, welches ihr erlaubt, diesen Arm in seiner ganzen bezaubernden Form zu zeigen, — doch nur der Anblick dieser reizenden Frau kann dich dieß alles besser lehren.“ —

Tallien ward, nach der Konstitution vom Jahr 1795, zum Mitgliede des Raths der 500 erwählt, wo er sich gegen die Beschuldigungen des Deputirten Bailleul auf eine nicht ganz befriedigende Art gerechtfertiget hat. Indeß konnte Tallien keinen bessern Beweis seines Abscheus gegen die Grausamkeiten der Schreckensregierung geben, als durch die erklärte Fehde, wodurch er den Tirannen Robespierre stürzte. An dem berüchtigten neunten Thermidor, an welchem sich Robespierre auf der Tribüne gegen die Anklage des Billaud-Varennes vertheidigen wollte, aber einstimmig gerufen wurde: „Nieder mit dem Tirannen!“ nahm Tallien das Wort und schrie: „Der Schleier ist zerrissen; alles verkündigt jetzt den Fall des

Tirannen! Ich bin mit einem Dolch bewaffnet, um ihm das Herz zu durchbohren, wenn der Nazional-Konvent zaudern sollte, seine Anklage zu dekretiren" — und verlangte sogleich ein Dekret, um Henriot, den Generalstab der Pariser bewaffneten Macht, und Dumas, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, gefangen zu nehmen. Man weiß, daß zu Ende dieser Session Robespierre und seine Kreaturen ihre Verbrechen auf dem Schaffot aushauchen mußten, welchem sie so viele unglückliche Opfer dargebracht haben.

Tallien ist jetzt beiläufig 33 Jahre alt, fünf Schuh und acht bis neun Zoll groß, von schlankem Wuchse und von blasser Gesichtsfarbe.

Als Redner weiß er die Zuhörer durch neue und glänzende Ideen keineswegs in Erstaunen zu setzen, auch nicht durch die Lebhaftigkeit seiner Beredsamkeit: hingegen empfielt er sich in seinem öffentlichen Reden durch die Richtigkeit der Ausdrücke und die Reinheit der Sprache. Seine Stimme ist weder wohlklingend noch inponirend. —

Freilich hat Tallien große Fehler und viele Verbrechen auf sich; aber Frankreich ver-

dankt ihm dagegen doch auch einiges Gu-
te. — Gegenwärtig befindet er sich in Egip-
ten, wo er die sogenannten Nazional-Do-
mainen verwaltet. —

D a v i d.

Ein berühmter französischer Mahler, welcher zu Paris im Jahre 1756 gebohren wurde. Er ging frühzeitig — im Jahr 1774 — nach Rom, hielt sich mehrere Jahre daselbst auf, und widmete sich vorzüglich dem Heroischen in der Historienmahlerei. Seine ausgezeichneten Talente für diese Gattung der Kunst entwickelten sich sehr bald, und die Italiener sahen sich gezwungen, ihm alle Achtung zu zollen, die sie sonst dem Ausländer so gern versagen. —

Noch höher stieg aber ihre Bewunderung, als David im Jahr 1784 abermals nach Rom zurückkam, und sein Meisterstück, den Schwur der Horatier, welchen

ihm Ludwig der Sechzehnte nach einer Szene aus den Horaziern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, unter ihren Augen vollendete. Kenner und Liebhaber behaupteten einstimmig, daß dieses Stück unübertrefflich sey, und den Geist eines Raphael athme. Die Pariser fanden es als etwas noch nicht Gesehenes natürlich auch sehr schön, und David, der nun anfing als Portraitmahler Aufsehen zu machen, würde in ihrer Mitte sehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weise bei der Revoluzion eine Rolle übernommen hätte. Gleich anfänglich war er warmer Beförderer derselben, wurde aber in der Folge noch mehr dafür eingenommen, als er von der Nationalversammlung den Auftrag erhielt, verschiedene merkwürdige Szenen daraus durch den Pinsel zu verewigen.

Man war so innig von seinem Patriotismus überzeugt, daß man ihm im Jahre 1792 eine Deputirtenstelle bei dem nachherigen Konvent übertrug, und im September 1793 zu einem Mitglied des Sicherheits-Ausschusses machte, worinn er sich bis zum Sturz des Robespierre erhielt.

Voll von dem überspanntesten Republikanismus war er allemahl auf der Parthei der wüthendsten Demokraten, und lieh willig seinen Pinsel zur Aufbewahrung mancher schändlichen Szene. Die Anordnung der Volksfeste, der Entwurf der kolossalischen Statue der Freiheit, und mehrere andere, größtentheils unausführbare Projekte ähnlicher Art, waren das Werk seiner jetzt zerrütteten Einbildungskraft.

Sein einziges Verdienst in jener Periode bestand unstreitig nur darinn, daß er die Künste gewisser Maaßen vor dem gänzlichen Untergange rettete, womit sie die Barbarei der Sanskülotten bedrohte.

Nach Robespierre's Falle verlohr David die politische Existenz eines Demagogen, und entging, wahrscheinlich bloß aus Achtung für seine artistischen Verdienste, mit genauer Noth der Guillotine. Man verhaftete ihn auf einige Monathe, dann erhielt er aber seine Freiheit wieder, und ist seitdem ein Mitglied des Nazional-Instituts.

Legendre.

Dieser bekannte Mezger von Paris, welcher in der St. Martin Gasse seine Fleischbank hatte, erschien auf dem Revoluzions-Theater am 18. Juni 1789, an dem Tage, als Necker Paris verlassen mußte. Man weiß daß die Verabschiedung dieses Ministers, der ein Liebling des Volks war, ganz Paris in Bestürzung versetzte; alle Gewölber und Schauspielhäuser waren an diesem Tage in Paris verschlossen, und das Volk trug die Brustbilder Neckers und des Herzogs von Orleans durch die Strassen dieser Residenz in schwarzen Flor gehüllt.

Legendre war einer von den Anführern dieser sogenannten patriotischen Prozessionen,

und zeichnete sich einige Tage darauf durch eine öffentliche Rede aus, wodurch er das Volk zum Aufruhr bewegte. Bekanntlich bemächtigte sich darauf der Pöbel des Invalidenhauses, wo er sich mit Waffen versah, um die Bastille zu stürmen. In jedem Volksaufruhr erschien Legendre als Rädelsführer; er gab sich viele Mühe, das Volk dahin zu bewegen, daß es am 5. October in Massa nach Versailles zog; er überredete es auch, daß es die Mesdames verhindern müsse nach Rom zu reisen, und den König, im Jahr 1791, nach St. Cloud zu gehen.

Er war es, der die feierliche Begehung des Nazional-Festes in den Thuillerien vorschlug, da der König von seiner Flucht nach Varennes zurückgebracht wurde; und als Marat die Volksmenge auf das Marsfeld hinführte, um da eine Petizion an die Nazional-Versammlung aufzusetzen, wodurch die Abschaffung der Königswürde verlangt wurde, war Legendre auf dem Sprung als Miturſache dieser Volksbewegung arretirt zu werden. Er bezog eine unterirdische Kammer, um hier vor den Verfolgungen des Hofes sicher zu seyn.

Die revoluzionairen Verdienste, welche sich Legendre dadurch erwarb, bewirkten endlich, daß er einstimmig zum Deputirten von Paris beim Nazional-Konvent ernannt wurde. Als Zögling und Freund Marats, war er im Jakobiner-Klub sowohl als im Konvente immer Maratist und ein Anhänger der Bergpartehi.

Eines Tages, als Legendre Präsident im Jakobiner-Klub war, schrie er in seinem wilden Enthusiasmus: „Was mich betrifft, ich fresse das Herz eines Aristokraten!" — Bei einer solchen barbarischen Gemüthsverfassung ist es nicht zu wundern, daß Legendre für den Tod des Königs stimmte.

Legendre, Tallien, Lecointre und andere drei Deputirte fielen in die Ungnade Robespierres, und glaubten, nicht ohne Grund, daß sie in dem schwarzen Buche eingeschrieben seyn. Sie schliefen mehrere Wochen vor dem Sturze dieses Tirannen nicht zu Hause, und als sie sich aus dem Konvente wegbegaben, wandten sie alle mögliche Vorsicht an, um der Wachsamkeit seiner Spione zu entgehen.

Legendre, ehedem selbst ein heftiger Jakobiner, wurde jetzt einer ihrer eifrigsten

Gegner. Er war es, welcher am 11. November 1794 sie mit Hülfe des Volks aus dem Orte ihrer Sitzung trieb, sich ihrer Papiere bemächtigte, und dem Konvent die Schlüssel zu jenem gefährlichen Saal lieferte, in dessen Mitte die niedrigsten Leidenschaften Jahre lang gesiegt, und Bosheiten und Ränke die Stimme der Vernunft erstickt hatten. Man weiß, daß der Konvent hierauf die ferneren Sitzungen der Jakobiner durch ein förmliches Dekret verbot, und dadurch der Regierung dieser Blutmenschen und Tirannen ein Ende machte.

Legendre war von der Natur mit einer Beredtsamkeit begabt, die kein Studium zu gewähren im Stande ist; und es verging, während dem Winter 1794, und dem Frühling von 1795 keine Sitzung in dem Nazional-Konvent, in welcher Legendre nicht Proben seiner rednerischen und politischen Talente abgelegt hätte; aber ein finsteres Gewölk verdunkelte im Herbst 1795 seinen Ruhm. Die öffentliche Stimme beschuldigte ihn, daß er mehrere seiner Stimmen verkauft habe, besonders habe er sich in der Sache der Schauspielerin Contat sehr nachgiebig bewiesen, in welche er verliebt war;

er habe noch die Parthei der Jakobiner genommen, als man die Mozion für die Befreiung der gefangenen Terroristen machte; endlich habe er einen thätigen Antheil an den Massakern vom 2. und 3. September 1792, genommen. Legendre wußte sich aber so gut vertheidigen, daß er nicht nur ein Mitglied der neuen Legislatur blieb, sondern auch nach dem erlangten gesetzmässigen Alter in den Rath der Alten übertrat, wo ihn aber die neue Ordnung der Dinge nichts weniger als glänzen ließ, indem sie keine Gelegenheit darbot seine patriotische Energie entfalten zu können.

Legendre starb am 13. Dezember 1797 in einem Alter von 41 Jahren. Er war von mittlerer Größe und sehr gut gebaut; er scheint seinen Geschmack an der Fleischhauerei bis zum letzten Moment seines Lebens beibehalten zu haben, indem er seinen todten Körper der Anatomie vermachte. Die Glücksgüter, welche er seiner Tochter hinterlassen hat, waren nichts weniger als beträchtlich.

Santerre.

Die Geschichte des Masaniello, eines Fischhändlers zu Neapel, welcher 150,000 Mann Rebellen wider den habsüchtigen Vicekönig der Spanier zu Neapel, kommandirte, gab, vor der französischen Revoluzion, ein auffallendes Beispiel von der Veränderlichkeit der Dinge in der Welt. Aber die Erhöhung Santerre's zum Kommandanten und Chef aller Nazional-Garden in Frankreich, ist ein Phönomen, das noch weit ausserordentlicher ist.

Santerre war Bierbräuer zu Paris, in der Vorstadt St. Antoine, und gab vielen Leuten aus der niedern Klasse Arbeit, welche ihn als einen ihres Chefs verehrten.

Seit dem Jahr 1789 zeichnete er sich als Verbesserer und bei allen Volks-Bewegungen aus; er spielte immer eine sehr thätige Rolle, so wie Legendre, St. Huruge und andere Anführer des Volks, und als man die Nazional-Garde organisirte, wurde er zum Kommandeur eines Bataillons aus seiner Vorstadt ernannt, eine Stelle, welche seiner Popularität und seinem Einflusse auf das gemeine Volk sehr angemessen war.

Santerre war in der Vorstadt St. Antoine das, was Camille-Desmoulins im Palais-Royal gewesen ist, das heißt, er leitete alle Einwohner seines Distrikts nach seinem Willen. Die erste Gelegenheit, bei welcher er sich hervor that, war der 20. Juni 1792. Als nehmlich der Pöbel aus den Vorstädten bewaffnet nach dem königlichen Palais maschirte, um Ludwig den Sechzehnten zur Sankzionirung der beiden Dekrete in Beziehung der Geistlichkeit und der Vertheidigung der Hauptstadt, zu zwingen: war Santerre der Haupturheber dieses unglücklichen Tages. Die Vornehmsten dieses Aufruhrs versammelten sich bei ihm, um sich über die Art und Weise zu berathschlagen, wie sie den Pöbel zur Erreichung

ihres Zwecks zu überreden und zu bestimmen hätten.

Auch als das Volk nach dem Louvre marschirte, war Santerre an der Spitze seines Bataillons; man bemerkte, daß allein das Korps, welches Santerre kommandirte, in Ordnung marschirte und eine Kanone bei sich hatte. Sein Betragen bei dieser Gelegenheit verschafte ihm die Bekanntschaft des Herzogs von Orleans, welcher seit dieser Zeit eine solche Achtung gegen Santerre hegte, daß er ihn zu allen seinen Gesellschaften einlud; und diese innige Verbindung trug in der Folge nicht wenig zur Erhöhung Santerres bei. Er wurde an die Stelle des Mandat, welcher, weil er es mit seinem Könige und Vaterlande treu und redlich meinte, bei dem wichtigen Aufstand am 10. August, ermordet wurde, zum General-Kommandanten der Pariser-Nazionalgarde ernannt. Seine Verrichtungen seit diesem merkwürdigen Tage, und das Resultat seiner Thätigkeit sind zu sehr bekannt als daß ich sie hier zu wiederholen brauche. Er war es, welcher die Marseiller und Föderalisten nach Paris berief, um den königlichen Thron umstürzen zu helfen; er war es,

welcher die königliche Familie im Tempel so bewachen ließ, daß es unmöglich war, dieselbe zu retten; er war es auch, der am 21. Januar 1793, am Tage der Hinrichtung des unglücklichen Monarchen, die Nazional-Garde kommandirte. Santerre stund am Fusse des Schaffots, und begegnete dem unglücklichen König mit einer solchen empörenden Unbarmherzigkeit, daß er ihm, als er an das versammelte Volk reden wollte und die Worte: „O mein Volk!“ — aussprach, auf eine insolente Art zu schweigen befahl, und ihm sagte: „Sie sind hier um zu sterben, und nicht um zu reden;“ — und zugleich den Generalmarsch schlagen ließ, damit man den König nicht hören könnte. Mit diesem Betragen Santerres waren diejenigen, welche den Tod des Königs am eifrigsten wünschten, freilich sehr zufrieden, indem er dadurch dem Eindrucke zuvorkam, den die Rede des Königs auf das Volk gemacht haben würde.

Als in der Vendee die Flamme des bürgerlichen Kriegs ausbrach, ward Santerre zu einem von den Generalen ernannt, welche wider die Insurgenten marschirten. Er bekleidete diesen Posten mit seiner gewöhnli-

chen Thätigkeit und seinem Eifer; aber er erhielt sehr geringe Vortheile.

Unter der Schreckens-Regierung wurde Santerre abgesetzt und ins Gefängniß geworfen. Es ist sehr merkwürdig, daß ein so hervorstehender Charakter unter der Tyrannei Robespierres nicht vor das Gericht gezogen wurde. Seine Freiheit, und ohne Zweifel auch sein Leben, hat Santerre der allgemeinen Amnestie zu verdanken, welche nach dem Sturze Robespierres bekannt gemacht wurde. Er lebt seit dieser Zeit in dunkler Zurückgezogenheit. Erst neulich aber hat er zu Rheims, in der ehemaligen Champagne, die Kirche gekauft, wo die Könige von Frankreich gekrönet wurden.

Baboeuf.

Gracchus Baboeuf, oder eigentlich François Noel Baboeuf, gehörte zu den Pariser Journalisten, welche den meisten Einfluß aufs Volk hatten, und dadurch der Regierung gefährlich wurden. Baboeufs Publikum waren die niedern Volksklassen, welche das von ihm herausgegebene Blatt, den Tribun du peuple, mit der größten Begierde lasen, und von ihm schon deßwegen eine sehr günstige Meinung hegten; weil er den vielsagenden Nahmen Gracchus angenommen hatte.

Eigentlich ist Baboeuf ein verdorbener Schreiber, der seinen Geburtsort, Saint Quentin, seit 1777 verließ, bei mehrern Herrschaften im Dienste stand, aber fast

allemahl wegen begangenen Veruntreuungen mit Schande die Flucht nehmen mußte, endlich während der Revoluzion die Bedienung eines Distrikts-Administrators erhielt, und hier wegen groben Betrugs im Jahr 1792 zwei Jahr zu den Galeeren verurtheilt wurde. Allein er entwich nach Paris, und machte da den Volksredner.

Seine abscheulichen Grundsätze, welche bloß auf Mord und Plünderungen gerichtet waren, zogen ihm in der Folge einen abermahligen Verhaft zu. Der 6. Oktober 1795 gab ihm jedoch die Freiheit wieder, welche er bald zu neuem Unfug mißbrauchte, eine förmliche Verschwörung anspann, und deßwegen am 10. Mai 1796 — aufs neue eingekerkert wurde. Seine Frechheit hatte sich jedoch dadurch nicht verloren; er versprach dem Direktorio die geheimsten Gänge der Intrigue zu entdecken, wenn es sich mit ihm in förmliche Unterhandlungen (de puissance à puissance) einlassen wollte. Allein der Vollziehungsrath nahm auf diese lächerliche Zumuthung keine Rücksicht, und Baboeuf konnte dießmal seiner wohlverdienten Strafe nicht entgehen.

Er wurde durch den Ausspruch des hohen National-Gerichtes zu Vendome zum Tode verurtheilt, und am 27. Mai des Jahrs 1797, zugleich mit seinem Mitverschwornen Darthe, guillotinirt. Der Versuch, sich vorher selbst zu entleiben, mißglückte ihm.

Carrier.

Von diesem fürchterlichsten aller französischen Ungeheuer, der ohne Widerspruch neben Robespierre und Jourdan dem Kopfabhacker den ersten Rang unter den Würgengeln des neuen Frankreichs behauptet, gibt Freron in seinem Volksfreunde folgende Zeichnung:

Dieses Ungeheuer hat einen sehr auffallenden Wuchs; es besteht fast aus lauter Armen und Beinen; hat einen etwas gewölbten Rücken, einen kleinen Kopf; ein länglicht schiefes, sehr charakteristisches Gesicht; und seine kleinen tiefliegenden Augen haben eine von Blut und Galle zusammengesetzte Farbe. Seine lange Habichtsnase

macht seinen Blick noch schrecklicher; seine Gesichtsfarbe ist kupferbraun. Ueberdies ist Carrier mager und nervicht; und seine vorstehenden Hüften, verbunden mit dem Mangel an Bauche, geben ihm das Ansehen einer Wespe. Seine durchdringende Stimme klingt wegen seines südlichen Accents noch schärfer. Wenn er auf der Rednerbühne steht, und ein wenig in Eifer ist, scheint er seine Rede aus seinen zerrissenen Eingeweiden herauszuziehen; das R spricht er wie ein brüllender Tieger aus.

Sein Aeusseres ist der treue Ausdruck seines Charakters. Heftigkeit, Ungestümm, Zorn und Blutdurst, sind die Grundlage seines Temperaments. Die Natur hat sich geirrt, da sie ihm keine Klauen gab. Er ist kein Nero, ist kein Caligula, ist kein Tieger, keine Hyäne; nein! er ist Carrier. Wollust scheint ein Element seiner übermäßigen Grausamkeit zu seyn. Seine Art von Mutterwuth, durch Mordbegierde geleitet, findet in der Natur nicht Mittel und Macht genug, sich zu befriedigen, und sucht daher in den Erfindungen der Barbarei sich zu sättigen. Unsers Helden auf eine ungeheure Weise ausgeartete Einbildungskraft, schrei-

tet über die Gränzen des Möglichen hinaus, quält, und martert sich, läuft nach schlüpfrigen Hirngespinsten, und, plötzlich wieder in die engen Schranken der Natur zurückgesetzt, ergrimmt sie über die Schwachheit der Menschlichkeit, fällt über sie her, und verschlingt sie. Ich weiß nicht, ob man ganz die raffinirte Grausamkeit der republikanischen Heirathen fühlt. Man stelle sich das Ungeheuer vor, wie es mit funkelnden Augen und erhiztem Temperamente, jene schrecklichen Paarungen ansehe. Der Verwegene! er zerriß alle Schleier, welche die Geheimnisse der Natur bedecken, und wollte, gleich einem zweiten Akteon, sie durchaus alle kennen. Er wäre gerne ganz in die Eingeweide und die Körper seiner Schlachtopfer eingedrungen, um die Weiber zu sanskulottisiren! Wer fühlt nicht die ganze Stärke dieses Ausdrucks? Es war sein Lieblingswort. Unglücklich sind diejenigen, die unter der Gewalt eines Menschen stehen, dem die Schranken der Natur zu enge sind! Blutströme werden seine Hitze nicht löschen. O Nantes! O Natur! Du wirst gerächet werden!

Carrier, der aus Auvergne gebürtig und 37 Jahr alt war, als er unter der Guillotine seine schwarze Seele aushauchte, ward als Konvents=Kommissär in die Vendee geschickt, um dem grausamen Bürgerkriege, der nach der allgemeinen Behauptung in Frankreich, damals sehr leicht hätte geendigt werden können, wenn man von Seiten der republikanischen Generale der Stimme der Menschlichkeit Gehör gegeben hätte, ein Ende zu machen. Statt diesen Zweck seiner Sendung zu erfüllen, traf er solche harte, fürchterliche Maaßregeln, daß er im Kurzen alles gegen sich und den Konvent empörte und die Funken des verheerenden Krieges zu der schrecklichsten Gluth wieder anfachte. In Verbindung mit dem Revoluzionsausschusse ließ dieser Wütrich gegen das Ende des Novembers 1793 jene gräßlichen Szenen und blutigen Hinrichtungen in Nantes ihren Anfang nehmen, von deren Zuverläßigkeit sich die Nachwelt kaum überzeugen wird. Erst einige Monathe nachher, da der Wüterich Robespierre von seinem Blutthron herabgestürzt war, wagte man es, gegen seinen Haupttrabanten in Nantes die Stimme zu erheben. Alle Franzosen von

Gefühl für Menschlichkeit und Recht, waren durch die Nachrichten von den beispiellosen Greueln, welche die ganze Gegend von Nantes erfahren mußte, empört; bei allen Gelegenheiten zeigte sich ihr gerechter Groll gegen die Urheber derselben.

Endlich, nachdem die öffentlichen Blätter, besonders Freron, die Nation von jenen Schandthaten unterrichtet, und ihre Schilderungen den allgemeinen Abscheu erregt hatten, sah sich der Konvent im Oktober 1794, in der Nothwendigkeit, über seinen Kollegen Carrier eine Untersuchungskommission von 21 Personen niederzusetzen, welcher von den drei vereinigten Ausschüssen, des öffentlichen Wohls, der allgemeinen Sicherheit und der Gesetzgebung, in fünf verschiedenen Sendungen alle auf Carriers Angelegenheit sich beziehende Papiere zugestellt wurden. Die Dinge, welche bei dieser Gelegenheit an den Tag kamen, sind über allen Ausdruck scheußlich; am allerschrecklichsten aber die Berichte von den vorgenommenen Ersäufungen.

Leser! denke dir eine sternenhelle Winter-Nacht; einen breiten Fluß mit einer weiten Aussicht; auf diesem Fluße Schiffe,

von welchen eine Menge Männer, Weiber und Kinder ins Wasser gestürzt werden; auf welchen zugleich noch andere Menschen auf die in den Abgrund Stürzenden mit dem Säbel unbarmherzig loshauen, oder denen, die vor ihrem Hinabstürzen mit aufgehobenen Armen um Erbarmung flehen, die Hände abhauen; — denke dir in einer andern Gegend des Flußes oder Meeres einige untergehende Schiffe, die mit den Schlachtopfern Carriers und seiner Speißgesellen vollgepfropft sind, und neben welchen Böte halten, deren Besatzung auf die Unglücklichen losschlägt, die sich etwa durch Schwimmen noch zu retten versuchen; — denke dir das Ufer des Flusses, an welchem die zusammengefesselten Gefangenen wie eine Heerde Vieh getrieben und von Menschen, die von Wein und Blut trunken sind, in die Fluthen geworfen worden; — denke dir hierzu eine Bande frevelnder Bösewichter, die, zum Theil über ihre Morderekuzionen erfreuet, ein lautes Freudengeschrei erheben und sich fertig machen, neue Heerden von Schlachtopfern herbeizuschleppen, oder sie allenfalls gleich in den Arresthäusern abzuthun, ohne auf das Jammergeschrei der Schwangern, das

Wimmern der schuldlosen Kindheit, das Lächeln des Säuglings, das Flehen des Greises und die Vorwürfe des Mannes im Geringsten Rücksicht zu nehmen; — denke dir endlich eine Menge wehrloser Menschen, hingestellt, um von einer gegenüberstehenden bewaffneten Schaar niedergeschossen oder gesäbelt zu werden — und du hast ein Bild von den unerhörten Greuelthaten, die auf Befehl und mit Wissen eines Menschen geschahen, dessen Amt es forderte, für das Glück derselben Gegend besorgt zu seyn, welche er zu einer Schlachtbank, zu einer Mördergrube machte.

Neunzig Priester sollten exportirt werden; sie wurden in ein Fahrzeug gebracht, das mit einer Fallthür oder einem Schieber versehen war; sie fuhren ab, und als sie auf die Höhe von Paimboeuf kamen, wurden sie geplündert, und mit den Händen auf den Rücken gebunden; die Fallthür öffnete sich und sie sanken in den Abgrund. — Ein Mensch, dessen Empfindsamkeit man sonst rühmt, nannte diese Mordthat lachend, eine lothrechte Deportazion!

Auf diese schreckliche Hinrichtung folgten verschiedene andere; und jede Nacht hörte

man an den Ufern des Flusses bei Nantes das jämmerliche Geschrei von Männern, Kindern, und schwangern Frauen, die man zu Tausenden ins Wasser warf.

Die Kinder! Im Augenblicke der Versenkung umfaßten zuweilen gute Bürgerinnen die Knie der grausamen Mörder, und beschworen sie, die jungen und unschuldigen Schlachtopfer ihrer Sorgfalt zu überlassen; manchmal rührten ihre Thränen die Henker, und retteten die unglücklichen Kinder vom Tode; öfter aber blieben die von Blut und Wein trunkenen Henker bei den Bitten und Thränen ungerührt, und antworteten bloß: Dieß sind junge Wölfe, die man ersticken muß! und hiemit wurden die Kinder ins Wasser geworfen. —

Alle diese Thatsachen sind vor dem Revoluzionstribunal behauptet und bewiesen; und das, was die Aussagen der vor diesem Gerichte abgehörten Zeugen enthalten, übertrifft alles, was die Grausamkeit Barbarisches, das Verbrechen Scheußliches, die angemaßte Autorität Willkührlich-Despotisches, und die Immoralität Empörendes in der Welt gehabt hat. —

Das Revoluzionsgericht hatte bei Eröffnung der letzten Sitzung in der Sache Carriers und des Revoluzionsausschusses von Nantes, am 15. November 1794 beschlossen, die Sache in dieser Sitzung zu endigen; sie dauerte daher 30 Stunden. Am Abend dieses Tages sprachen Real und die übrigen Vertheidiger für die Glieder des Revoluzionsausschusses. Hierauf sprach Carrier selbst für sich, von 2 Uhr Morgens bis 6 Uhr. In dieser seiner Vertheidigung sowohl, als in der im Konvente vorgelesenen Apologie seines Betragens, blieb dem Scheusale nichts übrig, als sich aufs Leugnen zu legen, sich auf die Lage der Umstände und die Befehle des Konvents zu berufen und über Unrecht zu klagen, worauf aber, weil die Thatsachen zu laut gegen die Unmenschen sprachen, weiter nicht Rücksicht genommen werden konnte. Sämmtliche Vertheidigungsgründe enthielten nichts Neues.

Der Präsident Dobsees legte hierauf den Geschwornen die Fragen vor, welche in Absicht auf Carrier also lauteten: 1) Hat es in der Gegend der Niederloire und besonders zu Nantes, Unternehmungen gegen die Sicherheit des Volks und die Freiheit

der Bürger gegeben, welche dahin gingen, durch Anordnung willkührlicher Handlungen die Bürger gegen einander zu bewaffnen? 2) Ist Carrier der Urheber oder Mitschuldiger dieser Unternehmungen? 3) Hat er es böslich, und mit sträflichen und gegenrevoluzionistischen Absichten gethan? —

Die Geschwornen zogen sich hierauf zurück und blieben bis 11 Uhr in Berathschlagung. Hierauf erschienen sie mit folgendem Ausspruche: Carrier, Volksrepräsentant, Grandmaison, Mitglied des Revoluzionsausschusses von Nantes, und Pinard, Kommissär des Ausschusses, der erste als Haupturheber, die beiden andern als Mitschuldige, sind der bekannten Grausamkeiten; der Erschiessung übergelaufener Räuber und darunter Knaben von 13 Jahren, ohne Urtheil und Recht; der Uebertragung unumschränkter Vollmacht an den bereits hingerichteten Lamberti, bekannten Urheber der allerschrecklichsten Grausamkeiten überwiesen, und zwar alle drei zugleich der Absicht, Ruhe und Sicherheit des Volks zu stören und die Freiheit der Bürger durch den Schrecken zu vernichten. — Gegen diese drei wird also das Todesurtheil gesprochen. — Carriers

und der beiden andern Hinrichtung ging noch an demselben 16. November, Nachmittags um vier Uhr, vor sich. Eine unermeßliche Menge Menschen drängte sich hinzu; die Strassen waren zu enge. Weiber und Kinder stiessen mit unbeschreiblicher Wuth Flüche über die Mörder aus. Carrier war abgemattet, aber gefaßt. Er war ein Mann von ansehnlicher Grösse, schlank, mit schwarzen Haaren und Augenbraunen, und grosser römischer Nase. Seine Gesichtsfarbe paßte ganz zu den Runzeln, welche die Leidenschaft der Grausamkeit hineingegraben hatten. Pinard, bekannt durch Niedermetzlung von Kindern, war ein junger schöner Mensch. Er schimpfte das Volk wieder. Grandmaison weinte. — Die Köpfe wurden dem Volke lange gezeigt und der Jubel, die Verwünschungen, und das Geschrei hielten so lange an, bis die Nacht dem lärmenden Schauspiele ein Ende machte.

Napper Tandy.

Dieser in Irland längst ausgezeichnete, und auch den Engländern merkwürdige Mann, ist durch seine Verhaftnehmung in Hamburg und neuliche Auslieferung an die englische Regierung auch dem übrigen Europa bekannt und ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden; daher eine nähere Nachricht von ihm nicht ohne Interesse seyn wird.

James Napper Tandy war seit mehr als 30 Jahren im politischen Fache einer der ausgezeichnetesten Männer in Irland. Sein Vater, ein angesehener Kaufmann in Dublin, verband ihn mit seiner Handlung; der Sohn aber hatte dazu wenig Neigung,

dagegen hieng er leidenschaftlich an der Politik, und gesellte sich zu einer Anzahl unruhiger Köpfe, die, nach dem Beispiel des berühmten Wilkes, damals der Abgott des englischen Volks, als die Verfechter der Freiheit in Irland auftraten, im Jahr 1770 in Dublin laut sprachen und handelten, kühne Entwürfe machten, und die irländische Regierung in manche Verlegenheit setzten.

Diese Societät nannte sich Free Citizens — freie Bürger, — und Napper Tandy war eins ihrer Häupter. Sie füllte die Zeitungen der Hauptstadt mit Briefen nnd Aufsätzen, zum Theil sehr geistreicher Art, und setzte viele Flugschriften im Umlauf. Da in jenen Zeiten solche Producte bei weitem nicht so häufig waren, wie in unsern Tagen: so wurde die Quelle dieser Schriften bald ausgefunden. — Napper Tandy ergab sich nun eine Reihe von Jahren durch so sehr dem politischen Leben, daß er seine Handlung und Haushaltung vernachlässigte, um sich, nach seiner Meinung, dem Dienst des Publikums zu widmen; auch waren seine Bemühungen in den Korporazions-Versammlungen und politischen Klubs von augenscheinlichem Erfolg, und nicht selten gab

er bei Parlamentswahlen den Ausschlag, welcher Kandidat für die Stadt, oder auch für die Grafschaft Dublin als Repräsentant erwählt werden sollte.

Als der Amerikanische Krieg ausbrach, war er ein eifriger Sachwalter der Unabhängigkeit der Amerikaner; dagegen aber auch, als in eben diesem Kriege die Feinde Irrland mit einer Landung bedrohten, war er einer der ersten, der sich unter dem Regiment der Dubliner Volontärs enrolliren ließ, das nachher der Herzog von Leinster kommandirte. Er trat aber mit mehrern Freiwilligen aus dem Korps, weil ihm, so wie andern heftigen Patrioten, dieses Herzogs zu sehr gemäßigtes Betragen im Parlament nicht gefiel. Nachher kommandirte Napper Tandy ein kleines Artilleriekorps, das zu der irrländischen Armee der Freiwilligen gehörte.

Die Korporazion, oder der Magistrat der Stadt Dublin, besteht, so wie in London, aus dem Lord-Major, dem Recorder und den Aldermännern, die gleichsam das Oberhaus der Stadt formiren; ferner aus den Ober-Sherifs, den Sherif-Pairs, das ist, solchen, die dieses Amt bekleidet, oder

sich davon losgekauft haben, und dem Stadtrathe, die das Unterhaus bilden. Die Glieder des Letztern werden alle drei Jahre von allen Freemen, oder Vollbürgern, erwählt. Es traf sich nun beständig, daß Napper Tandy, bei seiner großen Popularität, als einer der Repräsentanten der Kaufmanns-Gilde erwählt wurde, und so auf diesem Posten, immer Gelegenheit hatte, seine politischen Meinungen zu entwickeln. Nie fehlte sein Nahme unter den acht Personen, auf der Liste, die jährlich vom vorbesagten Unterhause dem Lord-Major und den Aldermännern, zur Auswahl eines Ober-Sherifs von Dublin, vorgelegt wurde; da er aber der Regierung verhaßt war, so bewirkte ihr Einfluß bei den Aldermännern allemal seine Nicht-Ernennung.

In der ersten Zeit der Administrazion des verstorbenen Herzogs von Rutland war das Volk diesem Vicekönig von Irland sehr abgeneigt. Es geschahen starke Eingriffe in die Rechte des Volks, besonders in die Rechte der Stadt Dublin. Diese machten die Einwohner von Dublin wüthend; auch zeigte Napper Tandy dabei seine ganze Heftigkeit. Die niedere Volksklassen brachen in Tumul-

te aus; sie bemächtigten sich mehrerer Personen, die Anhänger der Regierung waren, führten sie vor die Stadt, wo sie nackend ausgezogen, ihre Leiber mit Theer beschmiert, und sodann mit Federn bestreut wurden. Als einen thätigen Urheber dieser Tumulte nannte man besonders Napper Tandy.

Bald hernach hörten die politischen Unruhen in Irland auf, und nun wurde der Herzog von Rutland der Abgott der irländischen Nazion. Die Ruhe folgte den Tumulten, wobei Napper Tandy fortdauernd vom Volke geliebt, und selbst von den obern Klassen hoch geachtet wurde; auch nahm ihn der aus den vornehmsten Männern der Nazion bestehende Whig-Klub in Irland auf eine sehr schmeichelhafte und ehrenvolle Art zum Mitglied auf.

Bei der allgemeinen Parlaments-Wahl in Irland, im Jahr 1790, wandte Napper Tandy alle seine Bemühungen an, die patriotischen Kandidaten, Lord Fitzgerald und Mr. Grattan, zu Repräsentanten der Stadt Dublin ernennen zu lassen. Die Regierung dagegen wünschte die Ernennung zweier Aldermänner; allein diese wurden vom Volke von den Hustings, oder Wahlbühnen ver-

jagt, so daß sie sich gar nicht mehr zeigen durften, während ihre Nebenbuhler umringt von Tausenden, den Wahlplatz behaupteten. Eben so thätig war Tandy damals auch für die zwei Patrioten, Sir Edward Newenham und Mr. Fielay, die, trotz der Hofparthei, mit einer großen Stimmen-Mehrheit zu Repräsentanten der Grafschaft Dublin erwählt wurden. Diese seine Bemühungen waren so groß und so anerkannt, daß man ihnen größtentheils die Wahl der vier besagten Parlaments-Glieder verdankte.

Um diese Zeit wagte es Napper Tandy, einem Parlamentsrepräsentanten, Mr. Toler, der seiner im Unterhause auf eine beleidigende Art erwähnt hatte, ein Cartel zuzuschicken. Mr. Toler nahm die Herausforderung an, und bestimmte die Zeit; als er aber mit seinem Sekundanten, Mr. James Cuffe — jetzt Lord Tyrawley — sich auf dem Kampfplatze einfand, war Tandy nicht zu sehen.

Mr. Cuffe legte die Sache noch am nämlichen Abend dem Unterhause vor, und klagte über die Vermessenheit eines Privatmannes, ein Parlamentsglied für Worte zur Rechenschaft zu ziehen, die innerhalb den

Mauern des Parlaments-Hauses gesprochen worden waren; wobei er auf seine Ehre versicherte, daß er die Sache hier nicht erwähnt haben würde, wenn Tandy sich nicht wie ein Feigherziger dabei betragen hätte. Das Unterhaus votirte sofort, daß Napper Tandy die Privilegien des Hauses auf eine strafbare Art angegriffen habe, und befahl ihn in Verhaft zu nehmen. Dieß geschah; allein zweimal entgieng er der Wachsamkeit des Parlamentsdieners, und entfloh; erst am letzten Sessions-Tage, mit welchem, wie er wußte, die Gewalt des Parlaments eine Zeitlang ganz aufhören würde, stellte er sich freiwillig als Gefangener. Man brachte ihn sofort vor die Schranken des Unterhauses, wo man ihm Fragen vorlegte. Ein Mitglied des Hauses, Mr. Richard Sheridan, rieth ihm jedoch in voller Versammlung, keine Frage zu beantworten. Dieser Rath wurde befolgt, Tandy aber dem ohngeachtet sofort ins Gefängniß geführt, wo er jedoch nur wenige Stunden blieb, da gleich nach seiner Entfernung der Vicekönig das Parlament prorogirte. Napper Tandy erhielt nun unverzüglich Freiheit wieder.

Es war um diese Zeit, als die Societät der vereinigten Irländer formirt wurde, worunter sich auch Napper Tandy befand. Er war sehr thätig, Paine's berüchtigtes Buch der Menschenrechte und andere Schriften dieses Aufruhrs-Predigers durchs ganze Königreich zu verbreiten, und gieng auch deßhalb, und zur Einleitung revolutionärer Maaßregeln, nach dem nördlichen Irland; hier hörte er, daß der General-Advokat, im Namen der Regierung, einen Kriminal-Prozeß gegen ihn angefangen hätte. Er reisete nun nach Dublin zurück, bereitete alles zu seiner Vertheidigung vor, und begab sich sodann auf den Weg nach Dundalk, wo das Gericht gehalten werden sollte; zwölf englische Meilen aber von diesen Ort kam ihm sein Advokat mit einer bösen Nachricht entgegen. Er sagte: der Beweise gegen ihn wären so viele, und sein Verbrechen, da eine große Menge Mitglieder der vereinigten Irländer ihren Eid in seine Hände geschworen hätten, so klar, daß er dem Galgen unmöglich entgehen könnte. Das rathsamste für ihn sey daher, aufs eiligste zu entfliehen. Tandy befolgte diesen Rath, eilte nach Dublin zurück, wo er sich sogleich

einschiffte, und von dieser Zeit an sein Vaterland nicht mehr betreten hat.

Die Reise ging nun nach Amerika, wo er jedoch die Volksstimmung nicht seiner Erwartung gemäß fand, und wo auch er selbst bei seinem Aufenthalt beunruhigt wurde. Er schiffte sich daher nach Frankreich ein, wo man längst Landungen in Irland projektirt hatte, und befand sich auch bei dem letzten Landungs-Versuch der Franzosen, im Jahr 1798, auf der französischen Flotte. Er war bei dieser Gelegenheit in großer Gefahr, gefangen zu werden, entkam aber den Engländern, litt Schiffbruch, und langte endlich, nach mancherlei Mühseligkeiten, aus Norwegen, unter einem fremden Namen in Hamburg an, wo er sofort auf Ansuchen des englischen Ministers, des Ritter Crawfurt, nebst noch drei andern Irländern, Blackwell, Morris und Peters, verhaftet wurde.

Dieser Vorfall hatte bekanntlich mancherlei Folgen: Streitschriften; Drohungen des französischen Ministers Marragon, der die Gefangenen, Napper Tandy und Blackwell, als französische Bürger, und überdieß den erstern als einen im Dienst der franzö-

sischen Republik stehenden General, reklamirte; Drohungen des brittischen Ministers; Erklärungen des Hamburger = Senats; Unterhandlungen wegen dieser Sache zwischen den Regierern in Frankreich und dem preussischen Hofe; Marragons Entsagung seines Postens als Gesandter bei den Hanseestädten; seine nachherige Rückreise nach Frankreich, und endlich Entwürfe, den Gefangenen mit bewafneter Macht zu befreien, und unter diesem Vorwand Hamburg auszuplündern, und sodann, wie gewöhnlich, zu revoluzioniren; Maaßregeln, wozu in der Mitte des Februars 1799, in Holland durch den General Brüne, vormaligen Revoluzions = Befehlshaber in der Schweiz, bereits alle Anstalten getroffen waren. Diese Projekte wurden durch den preußischen Hof vereitelt, wobei der König dennoch bei seiner Weigerung beharrte, über diese Sache zu entscheiden; und Napper Tandy, jetzt ein Mann von sechzig Jahren, blieb im Gefängniß, bis er endlich im Monath September 1799 von dem Senate der englischen Regierung ausgeliefert wurde, und jetzt (May 1800) eben in Dublin verhört wird.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

Seite.
1. Friedrich Wilhelm III. jetziger König von Preussen. 7
2. Charakter des jetzigen Königs von Schweden Gustav Adolph. 27
3. Pius VI. 32
4. Rudolf von Habsburg. 49
5. Don Carlos. 63
6. Prinz Li-Bu. 66
7. General Kray. 85
8. Daun. 97
9. Pazman Ohlu. 101
10. Desilles patriotischer Tod in Nancy. 115
11. Marceau. 118
12. General Joubert. 121
13. General Kleber. 130
14. Sidney Smith. 137
15. Sheridan. 154
16. Thomas Erskine. 161
17. Immanuel Kant. 168

Inhalt.

		Seite.
18.	Georg Forster.	180
19.	Bürger.	184
20.	Marmontel.	207
21.	Tallien und Therese Cabarrus. . . .	211
22.	David.	218
23.	Legendre.	221
24.	Santerre.	226
25.	Baboeuf.	231
26.	Carrier.	234
27.	Napper Tandy.	245

eite.
80
84
07
11
18
21
6
1
4
5

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charakterzüge und interessante Szenen aus dem Leben denkwürdiger Personen der gegenwärtigen und verflossenen Zeiten

Bd.: 1

1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2948(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414948-5